ruprecht

Heidelberger Studierendenzeitung

Juni 2019 – Nr. 180 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNBESCHÄFTIGT | www.ruprecht.de @ruprechtHD



Flüchtlinge müssen sich in Deutschland ein ganz neues Leben aufbauen – vier Portraits auf **Seite 7**

Grenzsituationen

Von Valerie Gleisner

Stell dir vor, es jährt sich der Tod von Karl Jaspers zum 50. Mal und keiner geht hin. Karl wer? Nie gehört. Warte, das war doch irgendein... Schriftsteller? Im Zweifelsfall sind es immer Schriftsteller. Einst einer der einflussreichsten Intellektuellen Nachkriegsdeutschlands, löst er heute nicht mehr als ein fragendes Schulterzucken aus.

Das ist ungerechtfertigt. Der Philosoph Jaspers hat nicht nur gesellschaftspolitische Debatten geprägt, er hat uns auch mit einem Begriff beschenkt, den wir schleunigst von seiner Staubschicht befreien sollten: den der Grenzsituation. Eine Grenzsituation reißt uns aus der Herumdümpelei des Alltags und führt uns vor Augen, was es eigentlich heißt, ein Mensch zu sein. Klassischerweise sind das Tod, Schuld oder Leid. Keine Grenzsituation ist es, wenn im Supermarkt an einem Sommerabend das Bier aus ist.

Mit Blick auf das Hier und Jetzt zeigt sich, dass die Klimabewegung „Fridays for Future" der jasperschen Grenzsituation so nah ist, wie die Zivilgesellschaft seit der Jahrtausendwende nicht mehr. Der Klimawandel konfrontiert uns mit unserer Sterblichkeit, unserer Unbedeutsamkeit und unserer unausweichlichen Verantwortung.

Schauen wir doch einmal, ob die Politik das inzwischen auch schon begriffen hat. AKK erklärte neulich, dass es für den Klimawandel intelligentere Lösungen als eine CO_2-Steuer gäbe, denn dahinter verstecke sich ja nichts weiter als eine stärkere Belastung für Benzin, Diesel, Öl und Gas. Nehmt das, ihr demonstrierenden Schüler! Mit der Forderung nach einer CO_2-Steuer würdet ihr ja tatsächlich fossile Brennstoffe teurer machen!

Der Klimawandel scheint für die Politik eindeutig keine Grenzsituation zu sein. Man kann fast den Eindruck gewinnen, er ist nicht mal eine Situation, geschweige denn ein Problem. Die Folgen des Klimawandels im globalen Süden? Wie, globaler Süden? Ach, Sie meinen Italien? Ja, was sollen wir sagen, das Leben ist nun mal kein Wunschkonzert.

Nach Jaspers bewältigt man Grenzsituationen, indem man offenen Auges in sie eintritt. Und das wäre doch tatsächlich mal was: Es ist Klimawandel und alle gehen hin.

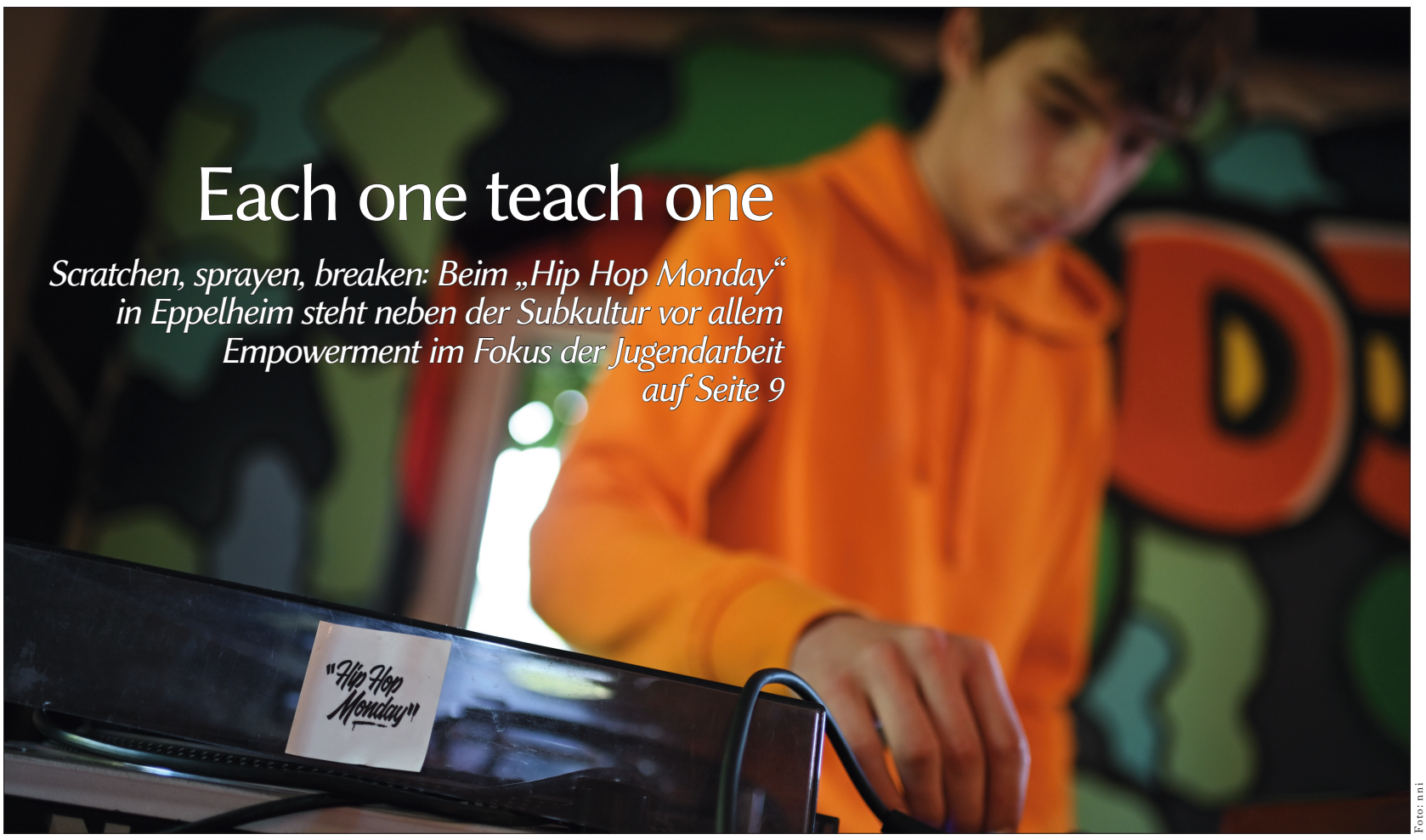


Foto: nni

Each one teach one

Scratchen, sprayen, breaken: Beim „Hip Hop Monday" in Eppelheim steht neben der Subkultur vor allem Empowerment im Fokus der Jugendarbeit

auf Seite 9

Unmut an der Theke

Auch nach dem Amtsantritt von Tanja Modrow als Geschäftsführerin des Studierendenwerks hat sich vieles nicht zum Besseren gewendet

„Transparent, kooperativ, leistungsorientiert." So hat Tanja Modrow vergangenen November gegenüber dem *ruprecht* ihren Führungsstil beschrieben. Seit dem Amtsantritt der neuen Geschäftsführerin hat sich beim Studierendenwerk tatsächlich einiges gewandelt. Die Beschäftigten berichten aber nicht nur von positiven Veränderungen. Der *ruprecht* hat Kontakt zu Beschäftigten, Gremienvertretern und dem Studierendenwerk aufgenommen.

Die studentischen Beschäftigten der Zeughaus-Mensa, des Marstall-Cafés und des Café Botanik bemängeln vor allem das Arbeitsklima und die Arbeitsbedingungen. Immer mehr Studierende kündigen, teilweise studienbedingt – sie werden aber nicht durch Kommilitonen ersetzt, sondern durch ausgebildete Fachkräfte in Vollzeit.

Das Studierendenwerk bestätigt, dass derzeit „Fachkräfte für die verschiedensten Bereiche" gesucht werden. Aktuell werde noch an einem Konzept für die Beschäftigten gearbeitet, dass ein Verhältnis von 65 Prozent Fachkräften und 35 Prozent Studierenden vorsieht. Seit Oktober 2018 haben, je nach Angabe, zwölf bis 20 Studierende ihre Stellen freiwillig verlassen. Weitere 90 arbeiten derzeit im Thekendienst, davon 80 unbefristet. Die studentischen Beschäftigten werden aber nicht proportional durch Fachkräfte ersetzt, da der Thekendienst unter diesen als unattraktiv gilt. Das liegt unter anderem daran, dass das Trinkgeld bei der elektronischen Zahlungsweise mit der Campus-Card entfällt.

Darüber hinaus hätten sich nach Angaben mehrerer Mitarbeiter die Arbeitsbedingungen merklich verschlechtert. Beispielsweise steht den Beschäftigten gemäß Tarifvertrag der Länder bezahlter Urlaub zu. Laut Informationen, die dem *ruprecht* vorliegen, gestaltet sich der Antrag auf Urlaub jedoch schwierig, weil Vollzeitbeschäftigte bevorzugt und Studierende teilweise keine Antwort auf ihren Antrag erhalten würden. Weiterhin ist es nun nicht mehr möglich, Überstunden im Voraus anzusammeln, um diese dann als Urlaub wieder abzubauen – oder auch für Auslandsaufenthalte, Hospitanzen und Praktika zu nutzen. Ehemaligen Beschäftigten zufolge geht dies darauf zurück, dass der Personalmangel es erschwert, die ausfallenden Schichten zu füllen. Infolgedessen beschreiben Studierende das Arbeitsklima als angespannt. Betroffen davon ist vor allem die Beziehung zwischen studentischen Mitarbeitern und Fachkräften. Letztere nahmen an den Demonstrationen des Vorjahres mehrheitlich nicht teil, sondern beäugten diese eher kritisch. Zu diesen Vorwürfen bezieht auch das Studierendenwerk Stellung. **(sth, lkj)**

Weiter auf Seite 4

Aufklärung schreitet voran

Die Uniklinik zieht erste Konsequenzen aus dem Brustkrebs-Skandal

Im Zuge der Aufklärung des Bluttest-Skandals ist der stellvertretende Direktor des Universitätsklinikums, Markus Jones, freigestellt worden. Nach Angaben der Presseabteilung der Uniklinik hat der Vorstand auf Empfehlung des Aufsichtsrates die Freistellung beschlossen. Grund für die Entlassung seien Interessenskonflikte.

Jones ist nämlich als Leiter des Bereichs „Recht und Drittmittelmanagement" für Compliance-Fragen verantwortlich, also die Einhaltung von Grundsätzen und Richtlinien durch Unternehmen. Gleichzeitig war er als Geschäftsführer der Technology Transfer Heidelberg GmbH (TTHD) für Ausgründungen der Uniklinik verantwortlich, beispielsweise für HeiScreen, das Unternehmen, das den Brustkrebstest entwickeln und vermarkten sollte. Von Dezember 2017 bis Oktober 2018 hat Jones auch als Geschäftsführer von HeiScreen die Geschicke des Unternehmens geleitet.

Ein erster Zwischenbericht über die Vorgänge rund um den Bluttest soll Mitte Juli von einer Untersuchungskommission vorgelegt werden, geleitet von Matthias Kleiner, dem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Darüber hinaus wird Ende Juni ein Bericht der Senatskommission zur „Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis" erwartet. Der Bericht soll die akademischen Aspekte des Skandals an der Uniklinik überprüfen. **(eeb)**

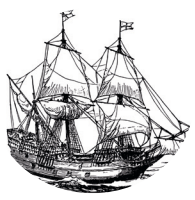
Bürgerentscheid zum Betriebshof

Über die geplante Verlagerung des Betriebshofs wird es am 21. Juli einen Bürgerentscheid geben. Nach Angaben einer Pressemitteilung der Stadt sind die wahlberechtigten Bürger dazu aufgerufen, folgende Frage zu beantworten: „Sind Sie dafür, dass die Grundfläche Großer Ochsenkopf erhalten bleibt und dort kein Betriebshof gebaut wird?" Am 25. Juni soll es anlässlich der Abstimmung eine Informationsveranstaltung in der Halle02 geben, in der das Für und Wider erörtert werden soll. **(eeb)**



Gar nicht mal so smart: „Gehirndoping" kann gravierende Folgen haben – auf **Seite 12**

WISSENSCHAFT



Vom Bildschirm zur hitzigen Debatte. „Anno 1800" beschäftigt Feuilletonisten und Historiker – auf **Seite 13**

FEUILLETON



Der einzige Hochschulrabbiner Deutschlands im Gespräch mit dem *ruprecht* – auf **Seite 5**

HOCHSCHULE

Notwendiges Übel?

Die polizeilichen Einsatzpläne auf dem „Fusion“-Festival sorgten für Diskussionen. Zur Debatte steht das Verhältnis von staatlichen Sicherheitsmaßnahmen und freiem Kulturschaffen. Ist eine dauerhafte Polizeipräsenz auf Festivals wünschenswert? **(akr, eli)**



Tim, 21
Anglistik

„Für Sicherheit sorgt bereits die Security. Es gibt keinen Grund dazu, dass eine staatliche Institution wie die Polizei dafür sorgen muss.“

PRO

RCDS Heidelberg
Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten steht der CDU/CSU nahe

Bild: RCDS

Seit 20 Jahren kommen zehntausende Besucher aus dem In- und Ausland in eine kleine Gemeinde in Mecklenburg-Vorpommern, um dort das „Fusion“-Festival zu feiern. Versprochen werden ihnen vom Veranstalter „vier Tage Ferienkommunismus“. Jeder, seien es die Behörden, die Polizei oder die Landesregierung, hat das Interesse, dass das „Fusion“ auch in Zukunft stattfindet. Jedes Festival muss ein Sicherheitskonzept einreichen: Keine öffentliche Veranstaltung darf im rechtsfreien Raum stattfinden. Von der Genehmigungsbehörde wurde deswegen eine Polizeiwache auf dem Gelände sowie polizeiliche Bestreifung während des Festivals gefordert, geben wird es diese auch 2019 nicht. Eine heftige Diskussion ist in den letzten Wochen dadurch entbrannt. Wie nötig die Polizeipräsenz bei einer Kulturveranstaltung wirklich wäre, darüber lässt sich streiten. Hier darf aber keine rein emotionale Debatte geführt werden, denn schließlich geht es um die Umsetzung von Rechtsnormen.



Vivien, 23
Ethnologie

„Ich finde es wichtig, dass Sicherheit auf Festivals gewährleistet ist. Jedoch besteht dabei die Gefahr, dass durch die Polizei eine bedrückende Atmosphäre entsteht.“

These 1: Dauerhafte Polizeipräsenz behindert freies Kulturschaffen

Eine Polizeipräsenz und freies Kulturschaffen stehen für uns nicht in einem Gegensatz. Vielmehr kann der gezielte und angemessene Einsatz der Polizei dazu beitragen, dass ein Rahmen geschaffen wird, in dem Kultur frei und ungestört stattfindet. Dabei steht für die Polizei stets der Schutz der Künstlerinnen und Künstler und des Publikums im Vordergrund. Die Sicherheitsbelange für Großveranstaltungen wie das „Fusion“ müssen erfüllt werden. Es geht ausdrücklich nicht darum, das Feiern, die Stimmung oder die persönliche Selbstentfaltung einzuschränken. Sondern es soll genau dies für die Besucher gewährleisten und absichern. Bei „Wacken“ oder „Rock am Ring“ ist die Polizeipräsenz mittlerweile eine Selbstverständlichkeit. Hier ist die Polizei willkommen, die Stimmung friedlich und das Festival wird in keiner Weise beeinträchtigt.



Umfrage und Fotos: eli

David, 24
Musikwissenschaften

„Ich bin der Meinung, dass die geplante Polizeipräsenz eine politische Provokation ist, da konservative Politiker in Festivals eine Keimzelle linker Gegenkultur sehen.“

CONTRA

Die Linke.SDS Heidelberg
Der sozialistisch-demokratische Studierendenverband steht der Linkspartei nahe

Bild: SDS

Deutschland sieht einem beunruhigenden Trend entgegen: NSU 2.0 ist nur das jüngste Beispiel des Verwachsens von rechter Ideologie und dem Sicherheitsapparat. Die Bespitzelung staatskritischer Menschen, der NSU-Skandal oder die Gewalt an Geflohenen durch Sicherheitsfirmen zeigen: dies war nicht die Ausnahme. Wen wundert dann der Überwachungseifer gegenüber dem „Fusion“-Festival, das den „Freiheitskommunismus“ feiert und alternative Entwürfe zur Gesellschaft entwickelt? Insbesondere, da die Veranstaltung schon Jahre zuvor ohne Polizeipräsenz auskam? Hier ist nicht die Sorge um das Wohl der Besucher ausschlaggebend für die Sorgen der Polizei. Angesichts des Zustands der Polizei ist zu einer groß aufgestellten Gegenveranstaltung statt Obrigkeitsgehorsam zu raten. Die Frage ist mit einem klaren Nein zu beantworten. Polizei kann weder Sicherheit noch freies Kulturschaffen garantieren.

These 1: Dauerhafte Polizeipräsenz behindert freies Kulturschaffen

Sicherheit und freies Kulturschaffen sind keine Gegensätze; nur wer sich sicher fühlt, kann sich frei entfalten. Die Frage ist: Wer ist frei, welche Kultur zu schaffen? Die Polizei oder die Feiernden? Foucault zeigt, dass allein der Verdacht, beobachtet zu werden, das Verhalten verändert. Polizeipräsenz bedeutet, Kontrolle über Kulturschaffende auszuüben und ihr Verhalten zu bestimmen. Gerade Reflektion über Kultur und Experimente, sie zu ändern – ob gedanklich oder konkret –, lassen sich in Anwesenheit der Polizei wesentlich schlechter ausführen. Wer würde schon gerne über die Legalisierung von Marihuana, die Enteignung von Banken oder Dumpsterdiving reden, wenn ein Polizist mithört? Dank Vorratsdatenspeicherung und weitreichenden Befugnissen hat die Polizei bereits große Freiräume, ihre Kultur im Alltag zu behaupten. Braucht sie mehr?

These 2: Das Sicherheitsbedürfnis überwiegt das Interesse an einer ungestörten Teilnahme am Festival

Eine ungestörte Teilnahme bedeutet für uns ein Festival frei von Gewalt. Dabei ist die Polizei nicht ein Teil des Problems, sondern die Lösung. Große Festivals erreichen Besucherzahlen im fünfstelligen Bereich, das entspricht der Größe einer Kleinstadt. Damit so viele Menschen auf engem Raum friedlich zusammen feiern können, gibt es bestimmte Vorschriften, die für jeden Veranstalter gelten. Private Security-Firmen reichen dafür oft einfach nicht aus. Seien es die „Love-Parade“-Katastrophe in Duisburg oder die Evakuierung bei „Rock am Ring“: Es können sich bei noch so guter Stimmung ganz unterschiedliche Gefahren realisieren, die nicht nur vom Menschen ausgehen. Die Genehmigungsbehörden stehen dann in der Verantwortung und solchen Katastrophen kann man mit einer Polizeipräsenz wenigstens ansatzweise entgegenwirken.

Ist das aber nicht gut so? Die Polizei will uns doch schützen, richtig? Naja. Wie wir an NSU (2.0) sahen, ist sie hauptsächlich dafür gut, rechte Extremisten zu schützen und mit ihnen Minderheiten nachzustellen. Mehr Investition in Polizei ist ebenfalls keine Lösung. Amerika ist ein gutes Beispiel dafür, dass starke Polizeipräsenz und Ausstattung vor allem zu tragischen Toden unschuldiger Menschen, wie dem von Trayvon Martin, führt. Ein Polizist kann dich auch nicht versorgen, wenn du eine Alkoholvergiftung oder eine Panikattacke hast. Höchstens dafür in Gewahrsam nehmen. Sicherheit auf Festivals ist wichtig, ja. Aber die Polizei kann Straftaten nicht rückgängig machen, lediglich Personen dafür bestrafen. Wichtiger ist es, Sanitäter, Ordner und anderes professionelles Notfallpersonal vor Ort zu haben.

These 3: Generelles Misstrauen gegenüber der Polizei ist Grund an der Kritik an der Polizeipräsenz

In weiten Teilen der Jugend und der jungen Erwachsenen herrscht ein breites Misstrauen gegenüber der Polizei. Wir sehen den täglichen Einsatz der Polizei als ein unverzichtbares Element für die Wahrung des Grundgesetzes und des Rechtsstaates an. Die Polizei sichert ein friedliches Miteinander und unsere persönlichen Freiheiten. In Zeiten steigender Gewalt gegen Polizeibeamte haben die Frauen und Männer im Dienst unserer Sicherheit ausdrücklich unsere Unterstützung verdient. Die Verkehrserziehung von Kindern, die Sicherung von Fußballspielen, die Verfolgung von Kriminellen oder der Schutz in Zeiten des wachsenden Terrors sind Beispiele dafür, was für eine exzellente Arbeit die Polizei macht. Da ist ein generelles Misstrauen nicht angebracht.

Tatsächlich vertrauten über 80 Prozent der Deutschen letztes Jahr Polizisten. Angesichts der Unterwanderung durch rechte Kräfte ist aber dieses blindes Vertrauen verheerend. Ein Beispiel sind die Aufmärsche rechten Hasses in Chemnitz: Statt Schutz erhielten Journalisten Anzeigen und Schikane von Seiten der Polizei, die sich zum Erfüllungsgehilfe der Rassisten machte. Wenn der Einfluss der Polizei mobilisiert werden kann, um Journalisten zu diskreditieren, dann ist das eine Gefahr für unsere Demokratie. Die Polizei ist kein neutraler Schiedsrichter, sondern durch Vorurteile und politische Ansichten im Handeln bestimmt. Es ist nicht verwunderlich, wenn sie nicht auf Festen willkommen ist, auf denen Minderheiten sich wohlfühlen sollen.

Wenn Stufen zu Hürden werden

Studieren mit Behinderung bringt viele Hindernisse mit sich. Die Inklusion und Barrierefreiheit der Universität Heidelberg ist ausbaufähig. Einblicke in einen schwierigen Alltag



Der lebendige Geist kann einem Rollstuhlfahrer leider auch nicht helfen, wenn er wie so oft vor einer Treppe steht

Foto: dem

Freitagmorgen, fünf Uhr. Ich stehe an Gleis 2a, warte auf die S-Bahn nach Mannheim, um zur Arbeit zu fahren. Ich kuschle mich in meine Jacke ein und warte auf die selbstverständlich verspätete Bahn.

Als der Zug da ist, steige ich ein und schmeiße erst mal meine Tasche auf einen Sitz, lasse mich fallen und döse auf der Fahrt zum Hauptbahnhof vor mich hin.

„Die Fahrkarte, bitte“, reißt mich aus meinen Träumen. Ich drücke dem Schaffner mein Semesterticket in die Hand, das er missbilligend beäugt: Es ist seit zwei Wochen abgelaufen.

Jens würde so etwas nicht passieren. Mit seiner Wertmarke kann er nämlich kostenlos im VRN-Gebiet fahren. Das hilft ihm im Moment jedoch wenig. Er kommt mit seinem Rollstuhl nicht von Gleis 10 weg, weil der Aufzug defekt ist – die Feuerwehr muss ihn vom Bahnhof holen. Da bringt auch ein Schwerbehindertenausweis für die Bahn nichts. Mich kostet das Ticket 60 Euro, der Einsatz der Feuerwehr kostet die Stadt satte 400.

„Ich kann nicht alles von meinen Assistenten verlangen“

Behindertengerechtigkeit ist ein Problem, das nicht bei kaputten Aufzügen in Bahnhöfen anfängt. Als Jens für eine Hausarbeit in Friedenspsychologie Bücher aus dem Bildungswissenschaftlichen Institut ausleihen will, endet sein Weg vor der Treppe. „Ich kann von meinen Assistenten nicht verlangen, gleich ganze Bücher zu kopieren.“ Zum Lernen geht der 28-Jährige auch nicht in die Unibib, sondern ins Mathematikon, das ist barrierefreier. Psychologische Literatur sucht Jens dort allerdings vergeblich.

Insgesamt beschäftigt Jens sieben Assistenten auf Minijob-Basis, die ihm dabei helfen, sein Studium zu bewältigen. Für sein Praktikum braucht er allerdings acht neue Assistenten – insgesamt 15, unter anderem wegen der langen Fahrzeiten zum Arbeitsplatz.

In der Freizeit hören die Hindernisse nicht auf. Unter der Woche im „Cave“ oder in der Unteren Straße zu versacken hört sich nach einem normalen Studierendenalltag an. Solche Abende kann Jens aber in die Tonne kloppen. „Die einzig wirklich zugänglichen Toiletten sind an der Triplex-Mensa, aber die schließen um 23 Uhr. Dann bleibe ich lieber zu Hause.“

Auch bei den Weiterbildungsangeboten gibt es Defizite. Sprachkurse am Zentralen Sprachlabor könne man vergessen, teilt Martin mit. „Die Kurse befinden sich im ersten Stock, einen Aufzug gibt es nicht.“ Der 28-Jährige studiert Musikwissenschaften – in der musikwissenschaftlichen Bibliothek war er allerdings bisher nur ein einziges Mal, weil sie nicht rollstuhlgerecht ist. „Das schränkt mich in der Ernsthaftigkeit meines Studiums ein.“

Darüber hinaus wundert sich Martin, dass die Studierendenwohnheime nicht barrierefreier gebaut werden. Trotz guter Betreuung und sehr hilfsbereiter Hausmeister sei es unmöglich, in die oberen Stockwerke zu gelangen. „Das ist ja nichts Neues, dass Rollstuhlfahrer öfter mal vor Treppen stehen.“ Das gilt auch für Neubauten im Neuenheimer Feld.

Dennoch sagt Martin, dass man beim Studierendenwerk optimal betreut werde. Zu Beginn seines Studiums konnte er bei der Studienberatung für Schwerbehinderte um Hilfe bitten und verschiedene Anträge stellen. Seinen Studienplänen, die durch den Denkmalschutz erschwert wurden, gab das ein wenig Aufwind. Beispielsweise gibt es Nachteilsausgleiche in Form von mehr Zeit, was das Schreiben von Hausarbeiten und Klausuren betrifft oder die generelle Zeitverlängerung der Regelstudienzeit, beispielsweise über ein Teilzeitstudium. Darüber hinaus stehe den Studierenden offen, technische Hilfsmittel wie z. B. Computer zu beantragen oder einen gesonderten Prüfungsraum unter Aufsicht zu nutzen.

> „Das ist eine absolute Unverschämtheit!“

„Die Behinderung ist Teil von mir“

Katharina lebt ein vollkommen normales Studierendenleben – abgesehen von ihren Implantaten. Seminare, Vorlesungen und nebenher arbeiten. Alltäglicher könnte sie als Studentin ihr Leben kaum verbringen. Nur vage lässt sich erahnen, dass sie taub ist. Sie gehört zu den etwa elf Prozent der Studierenden mit Behinderung.

Dienstag, elf Uhr. Vorlesung in Politik. Katharina setzt sich in die vorderste Reihe, packt Stift und Papier aus, die Folien bekam sie im Voraus zugeschickt. Vor ihr ein Gebärdendolmetscher, ohne den sie aufgeschmissen wäre, denn sie müsste in der Vorlesung Lippen lesen. Laut Hörtest hört sie drei Prozent ihrer Umgebungsgeräusche, auch die Implantate ersetzen ihren Gehörsinn nicht.

> „Sie sind hier, um zu studieren.“

Dass die Professorin die Vorlesung nicht in Gebärdensprache hält, kann sie verstehen – den Gebärdendolmetscher bekommt sie von der Uni trotzdem weder gestellt, noch bezahlt. Dafür muss sie zum Sozialamt. „Die sind mir aber ein Dorn im Auge“, sagt sie. Denn einen Gebärdendolmetscher wolle das Sozialamt ihr nicht zahlen, da sie schon eine Ausbildung zur Erzieherin hinter sich hat. Sie könne ja dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen, heißt es. „Das ist eine absolute Unverschämtheit!“

Im August 2015 erlebt Katharina in einer Stadt im Südwesten Kanadas ihre Behinderung zum ersten Mal als Teil von ihr selbst, nicht als Hindernis. Bei ihrer Ankunft an der Universität bekommt sie ein Formular, auf dem sie in ihrer Naivität alles ankreuzt, was sie braucht – und mit nur einer einzigen Unterschrift hat sie für jeden einzelnen Kurs einen Schriftdolmetscher bekommen, ohne einen einzigen Cent zu zahlen. „Die meinten zu mir: ‚Sie sind hier, um zu studieren und nicht, um sich um Verwaltungsakte zu kümmern.‘“

Deutschland muss viel nachholen

In Deutschland dagegen müsse sie vor jeder Vorlesung zum Professor gehen, sich vorstellen, die Situation erklären und darum bitten, wenigstens eine Fernmeldeanlage zu tragen. Mit dieser wüssten Professoren und Dolmetscher über ihre Gehörlosigkeit und Anwesenheit im Raum Bescheid. In Kanada sei das selbstverständlich gewesen und sie hätte die Anlage einfach so bekommen.

Kanada gehört zu der Gruppe von Ländern, die Deutschland im Punkt Inklusion weit voraus sind. Dabei hat Deutschland genauso wie Kanada die UN-Behindertenkonvention ratifiziert. Selbst die USA haben bei jeder Debatte einen Dolmetscher, dabei hat das Land den Vertrag nicht einmal ratifiziert. In den Niederlanden hat jede Serie, jede Nachrichtensendung Untertitel, in Neuseeland ist Gebärdensprache sogar eine Amtssprache.

Die Pädagogische Hochschule hat von diesem Vertrag nicht viel mitbekommen: keine Akustikdecken, keine Vorhänge, keine Teppiche. Für Hörgeschädigte ein Problem. Damit hört es aber nicht auf. „Wenn du im Rollstuhl sitzt, musst du in den Innenhof und dann in einen Aufzug, der meistens nicht funktioniert“, sagt Katharina. Der dritte Stock sei auch nicht barrierefrei, die Türen sind viel zu schmal. Aber ändern lasse sich nicht viel – wegen des Denkmalschutzes.

Neben dem Studium engagiert sich Katharina im Studierendenparlament der PH als Referentin für Studierende mit Behinderung.

> „Im Berufsleben gibt es auch keinen Rabatt.“

Zu ihr kommen Studierende, die sich von Dozenten nicht ernst genommen fühlen, oder Folien nicht im Voraus bekommen. Für Hörgeschädigte ist es nicht selbstverständlich, gleichzeitig lesen, schreiben und zuhören zu können.

Mittwochs fährt sie nach Stuttgart, dort leitet sie eine Beratungsstelle von und für Menschen mit Behinderungen. Durchblicken können die wenigstens in dem Riesendschungel an Gesetzen. „In meiner Laufbahn musste ich dafür kämpfen, nur annähernd gleichgestellt zu werden. Ich wünsche mir, dass andere es leichter haben.“

Die Uni hat viel verschlafen

Aber wer sich für ein Studium entscheidet, sollte sich auch durchbeißen, meint Felix Berschin. Der Jurist hat in Heidelberg promoviert und eine Unternehmensberatung für Nahverkehrsfragen gegründet. „Eine eingerichtete Uni kann man nicht erwarten, man braucht Eigeninitiative.“ Da Berschin eine Seheinschränkung hat, engagiert er sich an der Uni als Ansprechpartner für blinde und sehbehinderte Studierende. Auf seinen Impuls hin wurde in der Unibibliothek ein Fernsehlesegerät angeschafft, das er selbst für sein Studium gebraucht hatte.

Im Berufsleben gebe es auch keinen Rabatt, so Berschin. Zwar habe sich in den letzten Jahrzehnten viel geändert, es gebe aber noch viel Luft nach oben: „In vielen Ländern sind digitale Lagepläne mit Eingängen und Standorten von Büchern längst Standard. In Japan sind praktisch alle öffentlichen Gebäude dreidimensional erfasst. Dagegen ist der Lageplan der Unibib ein Witz.“ Anstatt die Digitalisierung für sich zu nutzen, gibt man „in Deutschland irrsinnig viel Geld für irgendwelche piepsenden Ampeln oder Blindenleitstreifen aus.“ Auch die Erfassung von Schriftwerken hinke stark hinterher.

Auch wenn Stadt und Uni ihr Bestes geben – an der Barrierefreiheit lässt sich nicht viel ändern. Dennoch kann man nicht behaupten, dass sie sich nicht darum bemühe. Der Umbau von Wohnungen und öffentlichen Gebäuden wird beispielsweise durch ein Förderprogramm unterstützt, das bis zu 50 Prozent der Kosten stellt. Zusätzlich gibt es eine App zur Routenplanung mit einer Übersicht über mögliche Hindernisse. Dies geschieht auf Basis der Datenbank „Heidelberg hürdenlos“, in der ein Großteil der öffentlichen Gebäude enthalten und nach mehreren Kriterien bewertet ist. Darüber hinaus ist auch die Verfasste Studierendenschaft mit Beratungsangeboten in Absprache mit der Universität gut aufgestellt. Daran, dass es für Studierende mit Behinderung immer noch keine Chancengleichheit gibt, ändert das nichts.

Selina Demtröder (24) und Eduard Ebert (20)



sehen die Hürden des Studierendenalltags jetzt mit ganz anderen Augen

Immer noch nicht vom Tisch

Weniger Studierende, weniger flexible Arbeitszeiten – trotz unbefristeter Verträge lässt die Situation der Beschäftigten beim Studierendenwerk nach wie vor zu wünschen übrig

Unter den Beschäftigten beim Studierendenwerk machen schon länger Gerüchte über Personalabbau die Runde. Nachdem im Zuge negativer Berichterstattung und Protestaktionen im Frühjahr 2018 Tagesarbeitsverträge den Tarifverträgen gewichen waren, wurden die studentischen Beschäftigten auf ein halbes Jahr befristet angestellt. Daraufhin sollten diese Verträge verlängert werden. Bei der Entfristung wurden jedoch nicht alle studentischen Beschäftigten berücksichtigt.

Einer der Beschäftigten beim Studierendenwerk äußerte dem *ruprecht* gegenüber, dass er ein Problem darin sehe, dass Geld mit Wertschätzung verwechselt werde. Trotz Lohnerhöhung hätte sich das angespannte Arbeitsklima kaum verbessert. Das Studierendenwerk stelle sich vor, wenn es den Beschäftigten nur genug Geld zahle, wären die schon zufrieden. Was die meisten jedoch wollten, sei weniger Stress. Informationen des *ruprecht* zufolge erfolgte eine Hochstufung der studentischen Beschäftigten auf die Entgeltgruppe der Vollzeitler. Dies geschieht laut Studierendenwerk im Einvernehmen mit dem Personalrat. Gemäß dem Tarifvertrag der Länder entspricht das der Entgeltgruppe 2. Vorher sollen die studentischen Beschäftigten nach Entgeltgruppe 1 besoldet worden sein. Die gleiche Einstufung sorgte unter Fachkräften für Unmut, da die Qualifikationen unterschiedlich sind.

Andere Neuerungen haben ebenfalls Folgen. Dass Überstunden nicht mehr ausgezahlt werden können, hat manche zum Rückzug gezwungen. Das Studierendenwerk gibt auf Anfrage an, dass dies dem Wunsch der Beschäftigten entspreche, da sie sonst Sozialabgaben leisten müssten.



Foto: php

Im Marstall arbeiten jetzt weniger studentische Beschäftigte

Einige Beschäftigte müssen wegen ihres Studiums im Sommer Exkursionen unternehmen. Um solche Fehlzeiten auszugleichen, arbeiteten sie bisher Monate im Vorhinein daran, Überstunden anzusammeln. Mit der neuen Regelung ist das aber nicht mehr möglich. Manche Studierende sind deshalb nicht länger im Thekendienst beschäftigt – sondern nur noch im Catering, wo aufgrund der spontanen, flexiblen Arbeitszeiten eine längere Abwesenheit in Kauf genommen werden kann. Auch andere Studierende wurden durch die neue Regelung gezwungen, den Thekendienst zu verlassen. Eine Beschäftigte habe ihren Arbeitsplatz kündigen müssen, weil sie ein Praktikum angetreten habe, erfuhr der *ruprecht*. Überhaupt seien die Schichtpläne sehr viel weniger flexibel geworden. Von den studentischen Beschäftigten werde erwartet, sich an kurzfristig geänderte Schichtpläne anzupassen. Andersherum hätten sie selbst keinen Spielraum, ihre Arbeitszeiten selbst einzuteilen. Flexibilität nur in eine Richtung trägt für viele Beschäftigte zum Verdruss in der Belegschaft bei. Andererseits zeigen einige Beschäftigte auch Verständnis für Modrow. Sie stehe wegen der hohen Ausgaben des Studierendenwerkes von Seiten des Landesrechnungshofes unter Druck. Laut einer Denkschrift desselben sind diese zu hoch und sollen ab 2020 gesenkt werden. Momentan erhält das Heidelberger Studierendenwerk Finanzhilfen in Höhe von insgesamt 21,7 Millionen Euro. Diese sollen ab dem nächsten Jahr reduziert werden. Konkret bedeutet dies eine Erhöhung der Kosten. Davon könnten etwa die Mieten in den Wohnheimen, die Preise in den Mensen und der Semesterbeitrag betroffen sein. Auch ein Unkostenbeitrag für die Psychosoziale Beratung wird diskutiert.

Außerdem sieht sich das Studierendenwerk gezwungen, seine Ausgaben herunter zu schrauben. Durch eine Preiserhöhung, aber vielleicht eben auch durch Personalabbau. Dem *ruprecht* gegenüber wird vom Studierendenwerk bestätigt, dass ausgleichende Maßnahmen erforderlich sind. Andererseits ist auch abzuwägen, inwieweit das Studierendenwerk verpflichtet ist, studentische Beschäftigte einzustellen. Ein Recht auf Anstellung gibt es nicht. Es stellt sich die Frage, ob es diese Option anbieten sollte. Nun geht es auch nicht ausschließlich um Studierende, sondern auch um die Fachkräfte, mit denen sich besser planen lässt. Obwohl das Studierendenwerk eine Anstalt des öffentlichen Rechts ist, muss es auch wirtschaftlich arbeiten. Unbegrenzte Ressourcen stehen dabei nicht zur Verfügung.

Letztendlich bleibt den studentischen Beschäftigten vor allem eine Möglichkeit, um ihre aktuelle Situation zu verbessern: sich zusammentun und weiterkämpfen. Laut Alexander Ropohl, ehemaliger Leiter des AK Studierendenwerk und Mitorganisator der Aktion „Suppe versalzen!“ sind die kommenden Wahlen zum Personalrat dabei am wichtigsten. Es werden drei studentische Kandidaten zur Wahl antreten, von denen zwei auch Gewerkschaftsmitglieder sind. Dadurch könnten sie die aktuelle Personalpolitik für die nächsten fünf Jahre mitgestalten.

In jedem Fall wird deutlich, dass beide Seiten an einem Strang ziehen müssen. Der Konflikt zwischen rechtlichen Zwängen, finanziellen Kalkülen und Interessen der verschiedenen beteiligten Gruppen lässt erahnen, wie komplex sich eine Lösungsfindung gestalten muss – zumindest dann, wenn letztlich alle Seiten zufrieden sein sollen. **(sth, lkj)**

Neuer Vorschlag, neues Glück

Am Wochenende durch ganz Baden-Württemberg? Die Diskussion um ein landesweites Semesterticket ist wieder voll entbrannt



Foto: Erich Westendarp / Pixabay

In Regionalzügen könnten in Zukunft mehr Studierende anzutreffen sein

Was in anderen Bundesländern schon seit Längerem Realität ist, soll es auch in Baden-Württemberg geben: ein landesweites Semesterticket. Die Diskussionen und Verhandlungen dazu laufen nun schon seit mehreren Jahren, ohne dass bisher ein mehrheitsfähiges Modell entstanden wäre. Zuletzt haben die Studierenden der Uni Heidelberg im Juli 2018 über einen Vorschlag abgestimmt, der damals jedoch abgelehnt wurde.

Nun wurde im April in der Landes-ASten-Konferenz, bei der Studierendenvertreter aus ganz Baden-Württemberg zusammenkamen, ein Eckpunktepapier mit neuen Vorschlägen verabschiedet. Dieses wurde vom Arbeitskreis (AK) landesweites Semesterticket ausgearbeitet und beinhaltet ein sogenanntes „Zwei-Wege-Modell“. Es soll die Grundlage für neue Verhandlungen mit den Verkehrsverbünden bilden.

Mit dem „Zwei-Wege-Modell“ würde jeder Studierende ein verbundsweites Semesterticket erhalten. Zudem könnte man freitags und an Wochenenden in ganz Baden-Württemberg den ÖPNV benutzen. All dies wäre vollständig im Solidarbeitrag enthalten, welcher bei der Rückmeldung an die Uni zu entrichten ist. In Heidelberg würde dieser Beitrag 167 Euro betragen, von denen 50 Euro für den landesweiten Verkehr vorgesehen sind. Zusätzlich könnte man dann für 132,50 Euro ein Zugticket erwerben, mit dem man jederzeit den ÖPNV in Baden-Württemberg benutzen dürfte.

Ein Knackpunkt ist, dass das Zusatzticket vom Land mit 4,5 Millionen Euro unterstützt werden müsste. Ob dies passieren wird, ist derzeit aber noch nicht klar. Der AK zeigt sich jedoch zuversichtlich, wie deren Sprecher Florian Wondratschek mitteilt. Die Verkehrsbünde werden voraussichtlich am 22. Juli Stellung beziehen. „Dass es einfach ein optionales Landesticket ohne Landessoli gibt, aber mit Vollsoli im Verbund, ist noch heiß im Gespräch“, so Wondratschek.

Dass die Mobilität der Heidelberger Studierenden wegen der Randlage im Bundesland nur bedingt steigen würde, ist bei der Schaffung eines landesweiten Tickets aber ein Problem. „Die Problematik ist dem AK bekannt, dieser möchte dieses Problem künftig auch nicht ignorieren“, so Marc Baltrun vom Referat für hochschulpolitische Vernetzung. Er fände es zunächst gut, ein landesdesweites Ticket zu haben, auf das dann weiter aufgebaut werden könnte: „Das Ticket in NRW zeigt, dass sowas möglich ist.“

Sobald die Verhandlungen abgeschlossen sind, könnte es wieder eine Urabstimmung geben. Auf dem Weg dahin wird aber noch viel zu diskutieren sein. **(goc)**

ANZEIGE

NICHT BESTANDEN!!
Lass dein Englisch nicht deine Zukunft zerstören!
Englisch-Lektorat für Akademiker :)
0800 101 47 44 ct4m.com/Heidelberg

Kostenlose Pausensnacks

Gibt es bald Foodsharing auf dem Campus Bergheim?

In seiner 100. Sitzung vom 4. Juni hat der Studierendenrat (StuRa) einstimmig einem Antrag an das Bauamt der Universität zur Einrichtung eines Foodsharing-Fairteilers auf dem Campus Bergheim zugestimmt. Der Antrag auf inhaltliche Positionierung wurde gemeinsam von den Fachschaften Soziologie, Politikwissenschaft und VWL sowie dem Referat für Ökologie und Nachhaltigkeit gestellt.

Die Initiative Foodsharing “rettet” ungewollte und überproduzierte Lebensmittel aus Betrieben und privaten Haushalten. Ein zentraler Bestandteil der Organisation sind „Fair-Teiler“ – öffentliche Regale zum Austausch von Lebensmitteln. Momentan gibt es in Heidelberg neun dieser öffentlichen Umschlagplätze. Bergheim ist dabei aber bisher ein weißer Fleck auf der Karte. Die Antragsteller begründen die Notwendigkeit ihres Anliegens mit sozialen und ökologischen Aspekten. So sei das Versorgungsangebot am Campus selbst begrenzt und die umliegenden Lokalitäten teils kostenintensiv. Interessierte könnten also einfach an gutes und kostenloses Essen gelangen. Weiterhin sei das Regal aber auch Zeichen im Kampf gegen Lebensmittelverschwendung.

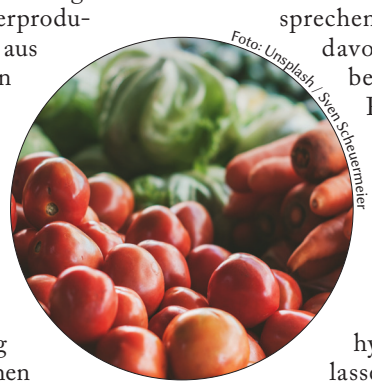


Foto: Unsplash / Sven Scheuermeier

Schon seit Februar dieses Jahres befassen sich die Fachschaften mit der Thematik. Nach dem Kontakt mit den drei auf dem Campus ansässigen Instituten und einem Antrag im Fakultätsrat treten die Fachschaften mit ihrem Anliegen nun an das Bauamt der Universität heran. Dieses muss alle baulichen Veränderungen auf dem Unigelände genehmigen.

Verantwortung hätten in letzter Instanz die drei Fachschaften. So sprechen diese im Antrag davon, dass sie sich bereit erklären, „den Fair-Teiler zu verwalten und darauf zu achten, dass die hygienischen Richtlinien von Foodsharing eingehalten werden.“

Doch nicht nur hygienische Gründe lassen die Verantwortlichen an den Instituten zweifeln. Nach der Meinung eines Dozenten der Politikwissenschaft würde ein Fair-Teiler ein bestimmtes Klientel anlocken. Fachschaftsvertreter Leander von Detten setzt aber trotzdem auf Zusammenarbeit: „Prinzipiell ist es uns wichtig, das Projekt gemeinsam mit den Instituten anzugehen, da unserer Meinung nach davon alle profitieren. Wir waren daher etwas von dem teilweise stärkeren Gegenwind einiger Dozenten überrascht.“ **(xko)**

Eine Brücke zwischen zwei Welten

Shaul Friberg ist Deutschlands einziger Hochschulrabbiner. Dem *ruprecht* erzählt er von seinen Erfahrungen und seiner Arbeit an der Hochschule für Jüdische Studien

Kippa, Bart und Schläfenlocken, so stellt man sich einen orthodoxen Rabbiner vor. Das alles suchen wir bei Shaul Friberg vergebens: „In der Tora steht: Es ist verboten, die Haare mit einem Messer zu schneiden. Also benutze ich eine Schere." Auch sonst ist Friberg besonders: er ist der einzige Hochschulrabbiner Deutschlands.

Im oberen Stockwerk der Hochschule für Jüdische Studien sieht es aus wie in jedem Institut: Bürotür reiht sich an Bürotür. Details verraten jedoch, dass wir uns an einem besonderen Ort befinden: so ziert jeden Türrahmen eine Mesusa, die kleine Torarolle, die an jüdischen Hauseingängen angebracht ist. Fribergs Büro zu finden ist nicht schwer, denn seine Tür sticht hervor: „Alter Schwede" steht auf dem Schild.



Foto: wer

Rabbiner Shaul Friberg im Gespräch

Friberg ist in seinem Leben viel herumgekommen. In Nordschweden geboren, wurde er in New York und Jerusalem zum Rabbiner ausgebildet. Danach arbeitete er in Israel, München und Spanien. „Früher bin ich sehr viel herumgefahren", sagt Friberg und betont die Selbstständigkeit eines Rabbiners. Es gibt keine Institution, die vorschreibt wo und wie man zu arbeiten habe. Nach fünf Jahren in Spanien zog es ihn weiter, „irgendwohin zwischen Chile und Tonga." Wie es ihn dabei nach Heidelberg verschlagen hat, wisse er nicht, nur dass er hier zur Ruhe gekommen sei. „Es ist ein wunderbarer Arbeitsplatz", sagt er.

Friberg begleitet uns in das Beth Midrasch, ein Studierzimmer, das Teil einer Synagoge ist. Deswegen weist neben dem Eingang ein Korb mit Kippas darauf hin, dass alle Männer eine Kippa tragen müssen. Das gilt auch für uns.

Immer wieder liest man über die Hochschule, dass sie auch Rabbiner ausbilde. Als wir Herrn Friberg fragen, ob die Gerüchte stimmen, antwortet er sofort: „Nein, das stimmt nicht und es hat auch nie gestimmt." Als die Hochschule 1979 gegründet wurde, hatte der Zentralrat der Juden vor allem das Ziel, Mitarbeiter für die Gemeinden auszubilden. Die besten Voraussetzungen dafür schafft noch heute der Studiengang „Praktische Jüdische Studien". Doch obwohl die Studierenden nach dem Abschluss keine Rabbiner werden, habe man eine gute Basis gelegt, erklärt Friberg. Das Studium ist zur Hälfte akademisch, beschäftigt sich also mit dem Judentum als Forschungsgegenstand. Für die praktische Hälfte ist Herr Friberg zuständig. Er vermittelt das Judentum als gelebte Religion. Dabei weist er auf die Buchsammlung hinter uns, denn er lehrt die Auslegung der Tora und des Talmud. Außerdem beschäftigt er sich mit dem jüdischen Denken und den Fragen, die das jüdische Alltagsleben heutzutage aufwirft. Sein Lehrauftrag mit Anstellung an der Hochschule macht Friberg auch auf der ganzen Welt einzigartig, denn die „Campus Rabbi", die es an amerikanischen und britischen Universitäten gibt, sind ausschließlich Seelsorger.

Die Arbeiten als Gemeinde- und Hochschulrabbiner seien „zwei verschiedene Universen", sagt Friberg lachend. Sein Schwerpunkt liegt hier einerseits auf der Lehre, damit hatte er in Gemeinden fast nichts zu tun. Andererseits sind auch seine seelsorgerischen Aufgaben gewachsen: er spüre einen starken Bedarf nach ihm als Seelsorger.

> „Alle sollen sich zu Hause fühlen können"

Viele von denen, die um seinen Rat bitten, seien auf der Suche nach einem Sinn. Dabei kämen nicht nur jüdische Studierende zu ihm, sondern auch Christen, Muslime und Atheisten. Herr Friberg sei offen für alle, die seinen Rat suchen: „In meinen elf Jahren habe ich mit allen zwischen Putzfrau und Professor seelsorgerischen Kontakt gehabt."

Friberg selbst ist orthodoxer Rabbiner. Doch versucht er alles so zu gestalten, „dass sich alle zu Hause fühlen können." Das schafft er auch, denn die Hochschule steht allen Bekenntnissen offen, sowohl an den Lehrveranstaltungen, als auch an dem Studierendenshabbat können alle teilnehmen. Nur etwa ein Drittel der Studierenden sind Juden. „Das ist die Aufgabe der jüdischen Hochschule: eine Brücke zwischen verschiedenen Welten zu schlagen", sagt Friberg. Diese Welten können das orthodoxe und das liberale Judentum, aber auch verschiedene Religionen sein.

Nach elf Jahren in Heidelberg möchte er nun bis zu seiner Rente hier bleiben, denn seine Arbeit als Hochschulrabbiner vereint alles, was er am Rabbiner-Sein liebt: die Lehre, die Seelsorge und den Dialog. Damit ist er selbst ein Brückenbauer zwischen verschiedenen Welten. **(eeb, vrm)**

2019 wird die Hochschule für Jüdische Studien 40 Jahre alt! Sie wurde 1979 im Auftrag des Zentralrats der Juden in Deutschland ins Leben gerufen und wird von Bund und Ländern finanziert.
In Tradition der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" in Berlin sollte sie stehen und wurde mit zunächst 16 Studierenden gegründet. Heute hat sie etwa 100 Studierende, elf Professoren und zehn akademische Mitarbeiter.

Die Hochschule bietet Kurse in jüdischer Philosophie, Kunst, Religion und Sprachwissenschaft an. Insgesamt verteilen sich die Kurse auf drei Bachelor- und sechs Master-Studiengänge.
Das Studium soll das Judentum aus fächerübergreifender Perspektive nahebringen und ist – anders als oft angenommen – zu keinem Zeitpunkt als Ausbildungsstätte für Rabbiner konzipiert worden.

Wahlen in Kürze

Ergebnisse der StuRa-Wahl
Der Studierendenrat (StuRa) ist neu gewählt worden. Nach Angaben des Wahlausschusses haben sich die grundsätzlichen Kräfteverhältnisse nicht verändert: die Grüne Hochschulgruppe gewinnt einen Sitz dazu und wird mit sechs Sitzen wieder stärkste Kraft. Die Linke. SDS, die Juso-Hochschulgruppe und der Ring Christlich-Demokratischer Studenten verlieren je einen Sitz. Die neu gegründete Emanzipatorisch-undogmatische Linke zieht im Gegensatz zur Liste „Die Liste" mit einem Sitz in den StuRa ein. Alle übrigen Listen konnten ihre Anzahl an Sitzen verteidigen. Die Wahlbeteiligung lag mit 14,84 Prozent im Vergleich zum Vorjahr um zwei Prozentpunkte niedriger. Daher wird die Gesamtsitzzahl der Listen von 20 auf 19 sinken. **(eeb)**

Ergebnisse der Senatswahl
Bei der Besetzung der vier Sitze der studentischen Mitglieder im Senat haben sich durch die Senatswahl einige Änderungen ergeben. Diese hatte als Teil der Gremienwahlen vom 4. bis 6. Juni parallel zur StuRa-Wahl stattgefunden. Nach Angaben der Universiät besetzt die Grüne Hochschulgruppe (GHG) neu drei der Sitze, während Die Linke.SDS einen Sitz verteidigen konnte. Damit konnte die GHG einen Sitz von der Juso Hochschulgruppe und einen von den „Medizinstudierenden für den Senat" übernehmen. Letztere waren in diesem Jahr nicht mehr angetreten. Die Beteiligung stieg im Vergleich zu 2018 auf 14,9 Prozent. **(goc)**

Wenn ich groß bin, geh' ich zur Uni

Als Erster in der Familie zu studieren birgt viele Schwierigkeiten. Der gemeinnützige Verein „Arbeiterkind" klärt auf und hilft



Foto: Anja Rathgeber

Wer mittwochs zum Stammtisch will, muss nach dem roten Fähnchen suchen

Von 100 Kindern aus Akademikerfamilien beginnen 79 ein Studium. Bei Kindern mit Eltern ohne Hochschulabschluss sind es nur 27. Diese Zahlen des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung zeigen eine noch immer bestehende Bildungsungerechtigkeit in Deutschland. Der gemeinnützige Verein „Arbeiterkind" will der Ungerechtigkeit durch Beratung und Aufklärung entgegenwirken.

„Arbeiterkind" ist eine Studienberatung, insbesondere für die, in deren Familie noch keiner studiert hat. Das Ziel des Vereins ist es auch Schülerinnen und Schüler aus Nicht-Akademiker-Familien zu einem Studium zu ermutigen. Insgesamt sind bei dem Netzwerk 6000 Ehrenamtliche an 75 lokalen Standorten aktiv. Heidelberg ist einer davon. Im Jahr 2018 hat „Arbeiterkind" bundesweit über 13600 Schüler und Schülerinnen unterstützt und informiert.

> „Mir ist es wichtig, dass wir auch in Hauptschulen gehen"

Die Heidelberger Gruppe hält regelmäßig Stammtisch im Marstall. Neben einer Eröffnungsrunde für neue Teilnehmende werden Aktionen wie Vorträge oder Bildungsmessen geplant und nachbereitet. Dabei kommt auch die eine oder andere Anekdote zur Sprache. So wird das Motto „Für alle, die als Erste in ihrer Familie studieren" manchmal falsch verstanden. Kürzlich wollte eine besorgte Akademiker-Mutter sich für ihren Sprössling informieren. Er sei ja das erste ihrer Kinder, das nun ein Studium beginnt.

Häufig geht die Motivation, sich zu engagieren mit persönlichen Erfahrungen einher. Die meisten der Heidelberger Aktiven stammen selbst aus Nicht-Akademiker-Haushalten. Sie mussten selbst Hürden überwinden und wollen es deshalb nun anderen leichter machen. „Für mich war das Studium so etwas Offenes, ohne konkretes Ziel, nichts ‚Gescheites'. Deshalb hat es mich viel Überwindung gekostet so einen Schritt zu wagen", erzählt Diana Kara. Aber auch Fragen der Finanzierung können zum Problem werden. Zwar gäbe es an der Universität zahlreiche Programme, wie etwa Notlagenstipendien, diesen mangele es aber häufig an Bekanntheit. „Bei mir war es das Zeitmanagement. Minijob, Zuhause und Uni lagen bei mir weit auseinander und ich wusste zuerst nicht mal, dass es anderen nicht so geht", berichtet die ehrenamtliche Mentorin Stanislava Schwalme.

Doch nicht nur das Elternhaus, sondern auch die Schulart hat bekanntlich großen Einfluss auf die Zukunftsplanung. Der zweite Bildungsweg wird häufig gar nicht in Betracht gezogen. Eine Ehrenamtliche nennt es den „Weitblick", der ihr manchmal gefehlt habe. „Mir ist es wichtig, dass wir auch in Hauptschulen gehen, was erstmal abstrus klingt, weil das ja so weit weg vom Studium ist", so Sven Rothlübbers über „sein Herzensthema". Es sei für ihn ein Erfolg, wenn zumindest einer in einem Hauptschuljahrgang nach seinen Vorträgen in Erwägung zieht, einen anderen Weg zu wagen. Sven machte seinen Hauptschulabschluss und anschließend eine Ausbildung, bis er überhaupt davon erfuhr, dass es so etwas wie Abendschulen gibt. Nachdem er sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt hatte, begann er schließlich sein Bachelorstudium. Letztendlich ausschlaggebend für diesen großen Schritt war für ihn unter anderem „Arbeiterkind".

Um möglichst viele Personen zu ermutigen, hat der Verein verschiedene Ideen und Ansätze. Zu seinen drei Schwerpunkten gehören zunächst Schulbesuche, bei denen die Freiwilligen Vorträge halten und über Studienmythen aufklären. Weit verbreitet sei beispielsweise die Annahme, dass Stipendien nur etwas für Jahrgangsbeste seien. Ein weiteres Ziel ist es, für Transparenz an der Uni selbst zu sorgen, insbesondere zum Thema Finanzierung. Der dritte Punkt ist der Ausbau und Erhalt des bundesweiten Netzwerkes. Für diese Arbeit kooperiert „Arbeiterkind" über ihre Baden-Württemberg-Koordinatorin Jaana Espenlaub mit Abgeordneten, Schulen, Hochschulen und Unternehmen. Lobbyarbeit, die sich auszahlt: Zu den Erfolgen der Kooperationen gehören Veranstaltungen an Hochschulen zu Stipendien oder ein Buddy-Programm zwischen Studierenden und bereits im Beruf Stehenden.

Für so ein umfangreiches Konzept braucht es viele Helfer. Wer sich selbst im Verein einbringen möchte oder Fragen zum Studium hat, wird mittwochs um 20 Uhr im Marstall freudig empfangen. **(rbc)**

Enttäuschte Erwartungen

Die internationale Studierendenorganisation AIESEC vermittelt weltweite Auslandspraktika. Unser Redakteur war in Russland und schildert, ob das Angebot hält, was es verspricht

August 2018. Ich befinde mich irgendwo in Zentralasien. Eigentlich bin ich hier, um „Leadership Development“ in Ferienlagern zu unterrichten. Monatelang habe ich mich darauf vorbereitet, zahlreiche Präsentationen über Deutschland und Englisch-Aufgaben konzipiert. Aber dann wache ich völlig verkatert in einer Baracke auf.

Einige Monate zuvor standen zwei Vertreter von AIESEC in meiner Vorlesung. Die internationale Studierendenorganisation hat zum Ziel, Völkerverständigung zu fördern. Mit wenigen Klicks schicke ich meine Bewerbung ab und skype dann mit meiner Ansprechpartnerin in Russland.

Mir war zwar klar, dass die Vermittlung von Auslandspraktika durch AIESEC nicht kostenlos ist – meine Ausgaben habe ich aber deutlich unterschätzt. Neben den Gebühren von 400 Euro muss ich noch die Flugtickets kaufen und mich um Visum und Versicherungen kümmern. Fürs Bett und Essen ist in den Ferienlagern allerdings gesorgt. Dafür hat mich das chronische Chaos im Verein überrascht. Als ich in der ersten Woche bei meiner Gastfamilie übernachte, hat niemand eine Ahnung, wann, wo und mit welchen Aufgaben ich eingesetzt werde.

An meiner ersten Einsatzstelle stehe ich täglich um sechs Uhr auf und trage zusammen mit einer chinesischen Studentin Verantwortung für zwanzig Kinder. All meine Mühen in den Monaten zuvor waren umsonst. Die Direktorin des Lagers gibt uns Übungsblätter, die wir mit den Kindern im Unterricht bearbeiten sollen. Ich halte keinen einzigen Vortrag über Deutschland und erkläre auch nichts zum Thema „Leadership Development“. Nach der Arbeit bin ich davon erschöpft, 24/7 Kinder zu bespaßen und Ausflüge zu planen. Das alles wird mir nach nur einer Woche zu viel.

Im zweiten Lager bleibe ich zwei Wochen lang. Diesmal mit 200 Kindern. Ich kann nicht mehr mein Zimmer verlassen, ohne von einem halben Dutzend Kinder umarmt zu werden. Mittlerweile unterrichte ich nicht mehr, sondern betreue nur noch – wir spielen Lasertag, Theater, veranstalten Wettbewerbe. Auch wenn das Praktikum nicht meinen Erwartungen entsprach, habe ich dadurch mehr Selbstvertrauen gewonnen und die Fähigkeit erlangt, trotz Unsicherheit ruhig zu bleiben. Ob ich ein solches Praktikum noch einmal machen würde, kann ich nicht sagen. Selbst wenn ich einige schöne Erinnerungen gesammelt habe, wirkten die Studenten von AISEC eher interessiert am Feiern und an ihren eigenen Lebensläufen, als an den Kindern. Obwohl ich anfangs dachte, dass ich insgesamt sechs Wochen in Ferienlagern verbringen würde, war die Hälfte der Zeit für das Einleben und Reisen angedacht gewesen. Schwerpunkt der Reise war also weniger das Praktikum, sondern der Spaß. Aber das habe ich erst verstanden, nachdem ich verkatert in der Baracke aufgewacht war. **(eeb)**



Foto: Regina Danilovna Yamaletdinova

Die Kinder aus den Ferienlagern sind unserem Redakteur ans Herz gewachsen

Natürlich oberflächlich

Wir alle folgen professionellen Instagram-Accounts. Aber wieviel Arbeit steckt eigentlich dahinter? Unsere Redakteurin wagt einen Abstecher in die Social-Media-Welt und versucht sich als Influencerin



Foto: sex

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer hat die größte Reichweite im ganzen Land?

Sieben Tage voller Oberflächlichkeit, Egozentrik, teurem Essen und glitzerndem Lidschatten – klar bin ich dabei! Als ich mich dafür melde, sieben Tage lang das Influencer-Dasein auf einem der womöglich weitreichendsten Kanäle der gesamten Welt zu erkunden und alle meine täglichen Erlebnisse auf der Social-Media-Plattform auszuschlachten, empfinde ich eine Mischung aus ansteigender Euphorie und Nervosität. Bereits während des Abendessens plane ich energiegeladen eine Woche voller atemberaubender Aktionen und suche nach Orten in Heidelberg, die ich besonders ästhetisch in Szene setzen kann. Die halbe Nacht lang google ich nach Tipps, möglichst viele Follower zu erreichen. Mein Profil ist mit insgesamt acht Bildern und etwa 160 Followern doch mit Sicherheit noch auszubauen.

Im weltweiten Netz wird mir dringlich empfohlen, ein bestimmtes Talent auf Instagram zu teilen, die richtigen Hashtags zu setzen und generell so natürlich wie nur möglich zu wirken. Alles, um möglichst viel Reichweite zu erlangen und zur nächsten Kim Kardashian emporzusteigen (offensichtlich ein Ziel, das man als Influencer unbedingt verfolgen möchte?). Außerdem sollte ich meine Posts schon mehrere Tage im Voraus planen. Es begeistert mich, coole Pics für die nächsten Tage zu konstruieren, zu überlegen, womit ich meine sich in den nächsten Tagen hoffentlich neu aufbauende Community erreichen kann, welche tollen Eigenschaften ich in der Welt der Influencer propagieren möchte. Doch stets bleibt mir im Hinterkopf, dass mir wohl immer noch nicht ganz klar ist, wie ich meine Persönlichkeit in kurze bildliche Sequenzen einbauen kann oder zumindest einen Abklatsch von ihr darstellen soll. Immerhin stelle ich mein Profil jetzt auf öffentlich. So kann mich jeder erreichen, der im Gegensatz zu mir wahrscheinlich entspannt auf der Couch sitzt und sich über meinen plötzlichen Ehrgeiz, eine große Influencerin zu werden, lustig macht.

> Schon vor dem Essen hole ich mein Smartphone raus

Bereits am nächsten Tag beginne ich mein Projekt. Ich flaniere abends durch die Weststadt, lasse mich in der Nähe der Christuskirche ablichten und besuche eine der Pizzerien vor Ort, die einen atmosphärischen Innenhof besitzen. Schon bevor das Essen serviert wird, hole ich mein Smartphone heraus und bitte meine Begleitung, etliche Bilder von mir und meinem teuren Aperitif zu machen. Ein Getränk, das ich mir an einem einfachen Donnerstagabend sicherlich nicht mal eben so leisten würde. Aber was tut man nicht alles, um seinen Fame zu vermehren. Und auch erst nachdem ich ausreichend Fotos von meinem Abendessen gemacht habe, fange ich an, es zu genießen, obwohl meine Begleitung bereits länger als sonst auf mich warten musste.

Auch das Wochenende verläuft gut. Ich gehe auf verschiedene Partys, stelle Pics von mir und meinen Freunden, mir und teuren Drinks, mir und Zigarettenpackungen, mir und meinen neusten kapitalistischen Errungenschaften auf Instagram. Meine Follower mehren sich innerhalb von Stunden. Genauso, wie mein Selbstbewusstsein sich schier ins Unendliche steigert. Wenn ich noch ein paar Monate so weitermache, kann ich vielleicht als Influencer-Sternchen den ersten Hunderter einheimsen.

> Follower und Selbstbewusstsein mehren sich in Stunden

Zum einen bin ich überrascht, wie einfach das alles zu Beginn funktioniert, aber gleichzeitig fühle ich mich wichtiger, als ich eigentlich sollte. Die Menschen mögen, was ich mache – ein Gefühl, das jeder gerne empfindet, auch, wenn man es von einer Plattform, die falsche Körperbilder und ebenso falsche Hoffnungen erweckt, erhält. Doch der rasende Erfolg nimmt ein schnelles Ende, als sich die neue Woche nähert. Während meiner Vorlesungen habe ich weder Zeit irgendwelche coolen Bilder zu posten, noch bin ich dazu in der Lage, mich auf den Vortrag des Dozenten zu konzentrieren. Alle zwanzig Minuten aktualisiere ich mein Profil auf Insta – ein Follower weniger, zwei dazu, wieder einer weniger. Meine Aufgabenblätter habe ich allesamt nicht vorbereitet. Das Posten von neuen Erlebnissen auf Insta hat mich sowohl meine Zeit als auch einen Großteil meiner Konzentration gekostet. Auch während des Lernens horche ich auf das leise „Ping“ meines elektronischen Begleiters und fühle mich immer mehr eingeschränkt. Als schließlich auch mein Schlaf darunter leidet und ich bis 24 Uhr noch wach im Bett liege, bin ich froh, dass die Woche endlich rum ist. Ich verspüre das Bedürfnis, mich in eine Entzugsklinik einliefern zu lassen.

Anstatt weiterhin von meinem Smartphone abhängig zu sein, zünde ich mir lieber mal eine Zigarette an. Ich habe schließlich schon genug Laster – Instagram wird keins davon bleiben. **(asj)**

Follow:
@alinas_ja

ANZEIGE

Ab 06.19
Karlstor bahnhof

Bass Station: Turno
Level of Intimacy
Yvonne Mwale
Give it to me
Dave's Rave
Klubnacht: Lari Luke
Max Czollek
The End of Music
Breidenbach Global Night
Move D
Epic Beard Men
Bears of Legend
Endless Summer
Phela
Ronja von Rönne
Kate Nash

Afrika Tage
Jüdisch-Muslimische Kulturtage

Heidelberg-Altstadt
www.karlstorbahnhof.de

Kugelschreiber statt Waffen

Wer aus seinem Heimatland flieht, fängt von vorne an. Vier unserer Kommilitonen sprechen über ihre Erlebnisse – vom Ankommen und dem Leben in der Fremde

Mohamad, 27, Syrien

Hier fragt man immer erst, ob man mich nach meiner Geschichte fragen darf. Das finde sehr respektvoll“, erklärt Mohamad. Ende 2014 machte er sich aus Kimschli, Syrien auf den Weg nach Deutschland. Ein Jahr lang war er in einer Flüchtlingsunterkunft. Später durfte er einen Wohnort wählen und entschied sich, in der Hoffnung auf einen Studienplatz, für Heidelberg. Sechs Semester hat er bereits in Syrien Pharmazie studiert, nur zwei wurden ihm von der Uni Heidelberg anerkannt.


Foto: pjb

Mohamad findet, dass hier im Vergleich zu seiner Universität in Damaskus viel von ihm erwartet wird. Die Angst vor der Zwangsexmatrikulation nach dem dritten Fehlversuch stresst ihn. „In Syrien hat man in der Uni mehr Spaß. Abgesehen vom Krieg ist das Leben unkompliziert“, findet er. „Die Deutschen sagen oft: ‚Ich brauche Urlaub.‘ Jetzt verstehe ich warum. In Syrien war das Leben der Urlaub.“

Mittlerweile ist er selbst ein bisschen „eingedeutscht“: Die Ordnung gefällt ihm - das Essen eher weniger. Er vermisst die syrischen Kiosks, an denen es auch Suppe, Falafel und Tagesgerichte gibt. Dafür muss jetzt Mahmoud’s herhalten, dort wird zu seiner Freude arabisch gesprochen: Seine Muttersprache ist zwar kurdisch, oft träumt er nun aber auch auf Deutsch. Nur die Bürokratie strengt noch immer an. Seine dreijährige Aufenthaltsgenehmigung ist abgelaufen. Seit anderthalb Jahren wartet er auf seine Niederlassungserlaubnis.

Der Krieg begann während seines Studiums. Von da an war er mit anderen Dingen beschäftigt. Der Flucht, der neuen Sprache und Kultur. Nach Deutschland kam er alleine. „In Syrien haben die jungen Männer Angst, vor die Tür zu gehen und verhaftet zu werden“, so Mohamad. „Weil viele nicht zum Militär wollen, ist die Zahl der geflüchteten Männer höher als die der Frauen.“ Auch für Mohamad war „das Schießen“ keine Option, genauso wenig wie für seinen Bruder, der nun mit ihm in Heidelberg wohnt.

Durch Praktika und seinen Nebenjob hat er mit verschiedenen Menschen Kontakt. Fremdenfeindlichkeit erlebt er sehr selten. Eine Gefahr sieht er aber in Medien, die Vorurteile gegenüber Flüchtlingen verstärken. Überall gebe es gute und böse Menschen, man dürfe nach einer schlechten Begegnung nicht aufgeben.

Seit drei Jahren engagiert er sich in der Flüchtlingshilfe der Diakonie und bei „Handschuhsheim hilft“. Dort bemerkt Mohamad die schwindenden Flüchtlingszahlen: „Ich verstehe zwar, warum Grenzen geschlossen werden, aber es gibt immer noch so viele, die nach Freiheit suchen.“ **(rrp)**

Hakim, 30, Afghanistan

Einundzwanzig Tage. So lange dauerte Hakims Flucht nach Deutschland. Er kommt ursprünglich aus Afghanistan, seine Flucht begann aber im Iran. Von dort aus reiste er zuerst in die Türkei, überquerte dann mit dem Boot das Schwarze Meer und erreichte im Herbst 2015 illegal Düsseldorf. „Nach der Reise war ich krank, sehr müde, sehr schmutzig“, erzählt Hakim. „Ich habe ein Paradies in Deutschland gesehen.“


Foto: nmi

Jetzt studiert der Dreißigjährige politische Philosophie an der Universität Heidelberg und lebt mit seiner Frau in Neckargemünd. Bis dahin war es ein langer Weg. Bereits in Afghanistan studierte Hakim: zuerst Sport, später Politik an der Kateb Universität in Kabul. Neben dem Studium arbeitete er als Journalist und Moderator für zwei afghanische Fernsehsender. Hakim führte ein erfolgreiches Leben, erkrankte dann aber an Tuberkulose. Er sah sich auf Grund der schlechten medizinischen Versorgung in Afghanistan gezwungen, das Land zu verlassen. Für die Behandlung reiste er nach Pakistan und in den Iran. Zur gleichen Zeit tauchte Hakims Name auf einer Liste auf. „Journalisten und Menschen, die ihre freie Meinung äußerten, wurden getötet“, erklärt Hakim. „Ich kam illegal nach Deutschland, um mein Leben zu retten. Wegen der Bedrohung und meiner Krankheit.“ Hakim kam vorerst alleine. Seiner Frau gelang es erst drei Jahre nach seiner Ankunft auf legalem Wege in Deutschland einzureisen.

Von Anfang an war es Hakim wichtig, sich zu engagieren und einzubringen. „Ich möchte wie ein Deutscher leben“, sagt er. Nur wenige Wochen nach der Ankunft begann er, Deutsch zu lernen. Er betont immer wieder die Wichtigkeit der Sprache. Hakim erzählt, „wie man ohne Identität ist, wenn man die Sprache nicht kennt. Man ist schwächer als ein Kind. Man kann nichts machen.“

Vergangenes Wintersemester erhielt er schließlich einen Master-Studienplatz an der Uni Heidelberg. „Die Studenten in Afghanistan und Deutschland kann man nicht vergleichen“, berichtet er. In Deutschland würden Studierende, anders als in Afghanistan, frei von Angst, Hass, Bedrohung und Armut leben. Sie seien sicherer, glücklicher.

Hakim will in Heidelberg zuerst den Master, dann den Doktor machen. Sein Ziel ist es, in die Wissenschaft zu gehen, um so auch seinem Herkunftsland etwas zurückgeben zu können. Abschließend sagt er: „Afghanistan braucht Menschen wie dich und mich, wie alle Studenten. Wenn ich jemand wäre, dem alle zuhören, würde ich sagen: ‚Hey, Deutsche, ihr müsst jetzt nach Afghanistan gehen, aber nicht mit Waffen, sondern mit Kugelschreibern, mit Wissenschaftlern.‘“ **(jus)**

Abdul Kadir, 24, Türkei

An seinem 23. Geburtstag packte Kadir ein Polaroid-Foto und sein Abschlusszeugnis in seinen Rucksack. Das Foto, das ihn kurz vor seiner Flucht mit seinem Bruder zeigt, wurde an der Küste Izmirs in der Türkei geschossen. Dort, wo er vor Kurzem erfolgreich sein Jurastudium abgeschlossen hatte. Nur mit diesem Rucksack und ganz auf sich allein gestellt, machte er eine zweieinhalb Monate lange Reise: Er flüchtete mit dem Boot nach Griechenland. Dann mit dem Flugzeug nach Spanien, von dort aus nach Paris und zum Schluss mit dem Zug nach Deutschland.


Foto: eeb

Auch wenn es wehtat, seine Heimat auf diese Weise zu verlassen, blieb ihm keine Wahl. Nach dem Putschversuch im Juli 2016 wurden immer mehr seiner Freunde, Verwandten und Bekannten festgenommen. Weil sie einer bestimmten Bank Geld anvertraut hatten, sich in bestimmten Nachhilfezentren oder Vereinen engagierten, verloren sie ihre Arbeit, wurden enteignet oder verfolgt. Als die Polizei Kadir auferlegte gegen seinen Bruder auszusagen, war ihm klar, dass es bald auch ihn treffen würde. Um sich zu retten, floh er über den Fluss Mariza.

Seit 16 Monaten lebt er in Deutschland, doch die erste Zeit war sehr schwer für ihn. Weder beherrschte er die neue Sprache noch kannte er die Kultur des ihm fremden Landes. Von einem Tag auf den anderen fühlte er sich gezwungen, ein neues Leben zu führen. Das Geschehene konnte er aber nicht sofort hinter sich lassen. „Am Schlimmsten ist für mich, dass ich nicht mit dem Recht behandelt wurde, dass mir an der juristischen Fakultät gelehrt wurde“, erklärt Kadir. „Meine Freunde sind nun Richter oder Staatsanwälte. Sie tun aber nicht, was das Recht von ihnen fordert, sondern die Politik.“

Kadir ist dankbar, dass er in Deutschland Zuflucht finden konnte und fühlt sich durch all die Menschen, die sich für die Geflüchteten in Vereinen engagieren, als einen Teil dieser Gesellschaft. Seit acht Monaten macht er einen Deutschkurs an der Uni Heidelberg und fühlt sich, als sei er an den Ort zurückgekehrt, an den er eigentlich gehört. Die Universität.

„Die Menschen müssen aus der Geschichte eine Lektion ziehen“, findet Kadir. „Heute fliehen sie aus der Türkei, aber noch gestern sind sie aus Deutschland geflohen. “ Zum Abschluss erzählt er die Geschichte seines Vorbildes Ernst Hirsch. Hirsch war ein deutscher Jurist jüdischer Abstammung, der zur NS-Zeit aus Deutschland in die Türkei floh. Nach seinem Ruf an die Universität in Istanbul wirkte er maßgeblich daran mit, die Gesetzgebung in der Türkei zu verbessern. Genauso, so Kadir, können die aus der Türkei nach Deutschland Geflohenen einen Beitrag für dieses Land leisten und eine Bereicherung sein. **(eli)**

Fatima, 24, Syrien

Die Menschen hier haben am Anfang mehr Zeit zum Vertrauen gebraucht“, so beschreibt Fatima ihre ersten Tage an der Universität in Heidelberg. Nicht nur die Sprache und die Umgangsformen, auch viele bürokratische Spießrutenläufe symbolisierten für die 24-Jährige den Unterschied zu ihrer bisherigen Universität in Aleppo, Syrien. Nach der Flucht mit ihrer Familie nach Deutschland war es ihr Traum, endlich wieder einen Hörsaal zu betreten.


Foto pjb

Zurzeit studiert Fatima im vierten Semester Pharmazie und ist glücklich über das Vertrauen und die Freundschaft, die inzwischen auch ihr akademisches Leben prägen. Die Energie, mit der sie über ihren „Traum, in der beliebtesten Stadt“ studieren zu können, spricht, half ihr auch die Anstrengungen bis zu seiner Erfüllung durchzustehen.

Das fachliche Interesse treibt die Studentin schon seit Kindesbeinen. Nach dem Abitur absolvierte sie ein unbezahltes Klinikpraktikum und arbeitete in einer Apotheke in Aleppo. Neben der Freude am Lernen bedeuten ihr zwischenmenschliche Beziehungen besonders viel. „Ich habe immer noch guten Kontakt zu meinen Freunden in Syrien“, erzählt sie. Zwar vermisst sie die Kultur ihrer Heimat, fühlt sich aber in Deutschland inzwischen so wohl, dass Fatima langfristig nur zu Besuchen zurückkehren möchte. Nicht zuletzt der enge Kontakt zu ihrer Familie, die in ihrer Nähe lebt, half ihr schon seit der Ankunft, ein Gefühl von Heimat in der Fremde zu verspüren. Dementsprechend nutzte sie ihre Wissbegierde und wurde schnellstmöglich der deutschen Sprache mächtig, um nicht nur ihre, sondern auch die bürokratischen Angelegenheiten ihrer Angehörigen regeln zu können.

Trotz allem so entstandenen Stress empfand sie diese Aufgabe als hilfreich, insbesondere hinsichtlich der eigenen komplizierten Behördengänge, die bisher einen Großteil ihrer Zeit einnahmen. Neben dem Kampf um die Zulassung, der Anerkennung ihrer Kurse und nachzuholenden Praktika musste sie sich der Herausforderung einer völligen Neuorientierung stellen. „Dabei haben mir die Leute hier sehr geholfen und mir alles gezeigt.“

Über die Flucht aus ihrer Heimat und deren Ursachen spricht die junge Syrerin mit ihren neuen Freunden nicht viel und ist froh, dies auch nicht tun zu müssen. Stattdessen genießt sie die Selbstverständlichkeit einen Platz im Campusleben zu haben.

Nun, mit einer sicheren Zulassung und einer guten Verortung in ihrem sozialen wie geographischen Umfeld, arbeitet Fatima eifrig auf ihren Abschluss, vielleicht sogar einen Doktortitel, hin. Mit weniger Stress, viel Vertrauen und etwas Zeit freut sie sich, sich erstmals wieder ihrer eigenen Freizeit widmen zu dürfen. **(pjb)**

Hilfe, ich werde begrabscht

Die Kampagne „Luisa ist hier“ kommt auch in Kneipen und Bars in Heidelberg zum Einsatz. Doch wie erfolgreich kann sie gegen Sexismus im Nachtleben vorgehen?

Man stelle sich eine Situation vor: Heidelberg, Freitagabend. Eine Gruppe junger Frauen ist in einer Bar, um ins Wochenende zu starten. Die Stimmung ist gut, alle sind bester Laune und genießen den Abend. Doch dann beginnt eine der Frauen, sich nervös umzusehen. Auf die Frage ihrer Freundinnen, was denn los sei, antwortet sie nur zögerlich. Schließlich gibt sie zu, dass ein junger Mann, mit dem sie vorhin redete, ihr die ganze Zeit an den Hintern fasst und sie drängt, mit ihm nach Hause zu gehen, obwohl sie vorher klar gemacht hätte, dies nicht zu wollen.

Diese Situation ist zwar frei erfunden, sollte aber vielen auf die eine oder andere Art bekannt sein. Solchen Problemen soll die Kampagne „Ist Luisa hier?“ Abhilfe schaffen. Eine betroffene Person fragt an der Bar nach Luisa, um aus bedenklichen Situationen zu entkommen. Gestartet hat die Kampagne der Münsteraner Frauennotruf, um Frauen in der Partyszene Hilfe anzubieten. Ziel ist es aber auch, Aufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung, vor allem im Nachtleben, zu lenken. Auch in Heidelberg ist „Luisa“ inzwischen angekommen. Der Heidelberger Frauennotruf hat in Kooperation mit dem Karlstorbahnhof, der Villa Nachttanz e. V. und der Halle02 die Kampagne eingeführt.

Zur konkreten Umsetzung sagt Tobias Breier vom Karlstorbahnhof: „Wer das Codewort benutzt, wird vom Personal erst mal in einen Rückzugsraum gebracht. Was die Person erzählen möchte, kann sie selbst entscheiden. Im Vordergrund steht die Frage, wie konkret geholfen werden kann: Zum Beispiel die Freunde suchen oder ein Taxi rufen.“ Was den Umgang mit den Tätern betrifft, so können sich die Veranstaltenden auf ihr Hausrecht berufen und „übergriffigen Personen“ Hausverbot erteilen.



Foto: nri

Sexismus im Karlstorbahnhof? Alles andere als geil!

Seit Einführung der Kampagne im Vorjahr hat der Frauennotruf eine von ihnen konzipierte Schulung durchgeführt, die sich an das Barpersonal richtet. Dadurch soll eine Sensibilisierung erfolgen und im konkreten Fall Handlungsspielraum geschaffen werden. Ein großer Bestandteil der Aufgaben ist auch die Öffentlichkeitsarbeit, um auf die Kampagne aufmerksam zu machen. „Dabei arbeiten wir mit den Veranstaltungen Hand in Hand“, so Anielle Gutermann vom Frauennotruf Heidelberg e.V. In der Theorie ergibt dieses Konzept durchaus Sinn, aber eine Nutzung in der Praxis kann nicht nachverfolgt werden. Sicher gibt es bestimmte Hürden, die es schwierig machen, das Angebot in Anspruch zu nehmen. Viele hätten Hemmungen, sich Hilfe zu holen. Außerdem ist vielen Betroffenen in der Situation nicht bewusst, dass es sich dabei um etwas handelt, bei dem man sich Hilfe holen sollte.

Dennoch wird Raum für das Thema geschaffen. Malte Wintermantel von der Villa Nachttanz e.V. sieht in jedem Fall einen positiven Effekt: „Ich glaube aber, dass das subjektive Sicherheitsempfinden durch das Aushängen der Plakate zur Kampagne in jedem Fall gesteigert wird.“

Trotz aller Bemühungen, das Nachtleben für Frauen sicherer zu machen, blieb die Kritik an „Luisa“ nicht aus. Da das Codewort so heteronormativ ist, schließt es andere aus. So ist die Hemmschwelle auch für Männer, Belästigung zu erkennen und sich zu wehren, ohnehin schon groß genug; ein Codewort, das sich in seiner Kampagne hauptsächlich an Frauen richtet, hilft dabei leider nicht. Weiterhin löst „Luisa“ das Problem nicht, dass mit Belästigung und Übergriffen offen umgegangen werden muss. Der Umgang im Geheimen wird dadurch eher noch befeuert, anstatt Täter direkt zu konfrontieren oder einen besseren Umgang miteinander zu fördern. Doch es bleibt die Frage, ob sich etwas Grundsätzliches an unserer Feierkultur ändern sollte. Veranstaltungen, bei denen „viel Alkohol im Spiel ist“ bringen eine höhere Gefahr mit sich, sodass das Codewort notwendig wird. Jedoch ist sexualisierte Gewalt nicht nur im Nachtleben relevant. In Wintermantels Augen ist das Problem größer: „Es muss sich gesamtgesellschaftlich noch vieles ändern. Gleichberechtigung ist da sicherlich eines von vielen Stichwörtern.“ **(nbi, sth, les)**

Heidelberger Historie

Ein halblauter Ruf

Auf Wunsch des Kurfürsten Karl Friedrich sollte Baruch de Spinoza im Jahr 1673 Professor in Heidelberg werden. Dafür war er seiner Zeit jedoch zu weit voraus

Unsere Alma Mater, die altehrwürdige Universität Heidelberg („Zukunft seit 1386“), hat immer schon Gelehrte von weither angezogen. Bisweilen hat sie diese auch abgeschreckt. Aber der Reihe nach.


https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Spinoza.jpg

Baruch de Spinoza war ein berühmter niederländischer Philosoph des 17. Jahrhunderts. Heute wird er als Vorreiter des freiheitlichen und toleranten Denkens der Neuzeit gesehen. Spinoza hat sich für Redefreiheit und gegen die weltanschauliche Hoheit der Kirche stark gemacht. Das dogmatische religiöse Denken, das damals noch selbstverständlich war, lehnte er ab. Für die damalige Zeit war sein Denken revolutionär. Trotz Spinozas Bekanntheit unter den zeitgenössischen Gelehrten war er jedoch nie mit einer Universität verbunden. Stattdessen bestritt er seinen Lebensunterhalt als Linsenschleifer und widmete sich der Philosophie bloß in seiner Freizeit.

Diese Beschäftigung brachte ihm beizeiten die Aufmerksamkeit des pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig ein. Der Monarch hatte Gefallen an Spinozas Denken gefunden und wollte ihn 1673 als Professor für Heidelberg gewinnen. Dazu wandte er sich an seinen Berater Fabritius, seines Zeichens Ordinarius der Heidelberger Universität. Karl Ludwig schätzte und vertraute dem Philosophen und Theologen. Im Auftrag des Fürsten sollte Fabritius einen Ruf an den stillen, einsam lebenden Schöngeist in Den Haag verfassen.

Allerdings war Fabritius als strikter Calvinist dem unkonventionellen Werk des Niederländers alles andere als wohlgesonnen. Spinoza hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass er alle Religion im gewöhnlichen Sinn ablehnte. Mit seiner radikal freidenkerischen Philosophie war er seiner Zeit weit voraus. So lehnte er nicht nur staatliche Gängelung der freien Rede ab, sondern focht auch das weltanschauliche Dogma der Religionen an. Wegen dieser Einstellung war er bereits in jungen Jahren mit Schimpf und Schande aus seiner jüdischen Gemeinde in Amsterdam verstoßen worden.

Fabritius nun hegte – wie die meisten Theologen – eine tiefe Abneigung gegen Spinozas „zügellose“ Kritik des Christentums. Er beugte sich aber dem Willen seines Herrn und lud den leidenschaftlichen Freidenker zähneknirschend an seine Seite im Kollegium der philosophischen Fakultät.

Im selben Brief mahnte er Spinoza, die versprochene Freiheit des Philosophierens „nicht zur Störung der öffentlich anerkannten Religion [zu] missbrauchen“. Obwohl Fabritius vorgeblich den Willen des Kurfürsten wiedergab, handelte er hier wohl eigenmächtig – und dieser Affront gegen den Adressaten dürfte kaum im Sinne Karl Ludwigs gewesen sein.

Vermutlich wollte der strenggläubige Christ Fabritius den berüchtigten Häretiker Spinoza abschrecken, indem er eine kaum verhohlene Drohung in das Anschreiben einfließen ließ. Sein offener und liberaler Fürst hätte dafür kaum ein Motiv gehabt, zumal ja schon die Initiative zu der Berufung vom Herrscher über die Pfalz ausgegangen war.

Auch ansonsten wirkt Fabritius hier auffallend kühl und distanziert. So behauptete er eingangs, Spinoza sei ihm bisher gar nicht bekannt gewesen. Ein Historiker urteilte später, solch eine Formulierung sei nur dann sinnvoll, wenn man den Empfänger „vor den Kopf zu stoßen beabsichtigt“.


https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Ludwig_(Pfalz)#/media/Datei:Ludwig_von_der_Pfalz_02.jpg

Spinoza lehnte denn auch ab. Zum einen seien ihm ein ruhiges Leben und viel Zeit für seine Theorien wichtig, was sich mit öffentlichen Vorlesungen kaum vereinbaren ließe. Auch wies er ganz ausdrücklich darauf hin, dass die Einladung nach Heidelberg ihm keinerlei Sicherheit bot: Er wisse nicht, wie weit er die Freiheit der Philosophie treiben könne, ohne als religionsfeindlicher Aufrührer zu erscheinen. Schließlich säe die menschliche Streitsucht selbst über „das richtig Gesagte“ zuverlässig Zwietracht.

Fabritius sollte wenig später die Universitätsbibliothek vor den einmarschierenden Franzosen retten. Spinozas Schriften jedoch wollte er nicht verbreitet sehen. Er hielt es für „äußerst gefährlich“, diese Texte in Deutschland unter Studenten zu verteilen. Auch helfe es nicht, gegen sie anzuschreiben: Widerlegungen seien nur schwer zu verstehen und die meisten Leser würden sie nicht genügend schätzen. Deswegen, so Fabritius gegenüber einem Vertrauten, sollte man Spinozas Texte besser „unterdrücken“. Viel Erfolg hatte er damit nicht: Spinoza hatte bleibenden Einfluss auf das Denken der westlichen Welt. Heute wird er auch an der Universität Heidelberg gelehrt. **(lkj)**

Haus in rotem Gewand

Beim „Hip Hop Monday“ im Jugendzentrum Eppelheim hält der Nachwuchs die Subkultur am Leben. Dabei lernen sowohl die Teenager als auch das Team mit- und voneinander

Pfft. Kurzes Innehalten. Gefolgt von einem metallischen Klacken. Zerstreut im Gras liegen Sprühdosen in leuchtenden Farben: Acid, Atom's Megablast, Slate. Ilya und Steve schütteln die Cans in ihren Händen. Sie setzen erneut an, ziehen dunkelgrüne und graue Linien durch ihr Bild. Getragen vom Wind verteilt sich der Lackgeruch in der Luft. „Brand Wars“ heißt das Piece, an dem die beiden Teenager arbeiten.

„Beim Hip Hop Monday wollen wir den Jugendlichen das Gefühl geben, was zu kreieren. Die Kids sollen ausprobieren. Egal, ob das, was sie machen, richtig oder falsch ist“, erzählt Bryan Vit. Gemeinsam mit Freunden hat der Sprachwissenschaftler den „Hip Hop Monday“ ins Leben gerufen. Weil der Stadt Eppelheim das Geld ausging, blieb das Jugendhaus „Altes Wasserwerk“ montags geschlossen. Sie bot der Gruppe daher die Möglichkeit, an diesen Tagen ein Programm zu gestalten. Seit April dieses Jahres öffnet das Jugendhaus nun immer montags seine Türen für den Hip Hop-Nachwuchs.

„Im Fokus liegt das Machen, nicht Frontalunterricht“, betont Vit. Emceeing, Deejaying, Breakdance und Graffiti Writing – an unterschiedlichen „Workstations“ werden die Jugendlichen kreativ. „Wir wollen einen Raum schaffen, in dem die Vielfalt von Hiphop erfahrbar wird, an dem sie ihre Talente entdecken und weiterentwickeln.“ Ziel sei es, Selbstreflexion zu lernen. Hiphop diene dabei als Werkzeug: Spielerisch lernten die Jugendlichen unterschiedliche Ausdrucksformen zu verstehen und selbst zu nutzen. Darunter Sprache, Bild, Musik, Tanz und Mode. „Es geht darum, Selbstwirksamkeit zu erfahren – und vor allem Spaß zu haben“, fasst Vit es zusammen.

Der Gucci-Panzer und das Fila-Flugzeug ziehen in den Krieg. Steven und Ilya geben ihrem Graffito den letzten Schliff. Mit einem schwarzen Edding bekommt der Soldat drei Streifen auf seine Adidas-Jacke gemalt. „Ilya, pass mit der Farbe auf. Du trägst einen neuen Trainingsanzug“, mischt sich Vit ein. „Warte, ich habe was für dich“, fügt er hinzu und verschwindet im Haus. Schuldig wischt Ilya an seiner Jogginghose herum. Vit kommt mit einem Schutzanzug aus weißem Polyester zurück. Steve grinst: „Viel Spaß mit deinem Ganzkörperkondom.“

Eigentlich sei er ein normaler Betreuer der „Mobilen Jugendarbeit Eppelheim“. Beim Hip Hop Monday sei dies aber anders: „Ich bin sowas wie der große Bruder.“ Aber auch er lerne von den Jugendlichen. „Unser Prinzip ist ‚each one teach one‘.“ Das Motto stehe für gemeinsames Lernen – miteinander und voneinander. Deshalb seien hierarchische Strukturen beim Hip Hop Monday fehl am Platz. Stattdessen suchen das Team und die Jugendlichen gemeinsam nach Lösungen für Alltagsprobleme – und bleiben dabei stets auf Augenhöhe: „Beim Tanzen tauschen wir beispielsweise die Rollen. Die Kids zeigen uns Schritte. Oder wir hören aufmerksam zu, wenn sie ihre Geschichten erzählen. Für uns hat jede Geschichte das Recht, gehört zu werden.“ Storys haben die Jugendlichen genug zu erzählen. Sie handeln von Freundschaft, Respekt oder dem ersten Herzschmerz.

„Ey, Bryan, komm mal her!“ Aufgeregt läuft Luca in den großen Partyraum. Er hat sich hinter dem Mischpult in Position gebracht, das Mikro in der Hand. Der Beat setzt ein, Luca rappt seinen Text – laut und für alle hörbar. Interessiert strecken die Anderen ihre Köpfe durch den Türrahmen. Nicken zum Beat. Schließlich verklingt langsam der Ton. „Nice!“ Stolz schlägt Luca bei DJ Miki---Leaks ein. Seit den 90er Jahren ist der Heidelberger DJ in der lokalen Szene aktiv. Seit Mai macht er im Rahmen seiner Umschulung zum Erzieher ein zweimonatiges Praktikum bei der Mobilen Jugendarbeit im „Alten Wasserwerk“. Er unterstützt die Teenager dabei, ihre eigenen Songs zu produzieren. Denn im Hip Hop sei es verbreitet, dass alle ihr Wissen teilen. „Und ich lerne von den Jugendlichen, was sie so beschäftigt“, ergänzt er. Heute hätten sie allerdings bessere Möglichkeiten: „Hier gibt es ein Tonstudio. Das gab es zu unseren Zeiten nicht.“ Gebaut haben es die Jugendlichen selbst. Über ein Jahr hat es gedauert, eine Aufnahmekabine zu basteln. Auf einer der Wände glänzt „EPU 214“ in goldener Schrift von einem selbstgemalten Plattenteller. Das Logo haben ebenfalls die Kids entworfen. „EPU steht für ‚Eppelheim united‘ und 214 ist die Postleitzahl von hier“, erklärt Vit. Der erste Track, der im neuen Tonstudio aufgenommen und bei dessen Eröffnung im September 2018 live gespielt wurde, trägt den Titel „JUZ – meine Heimat“. Rapper MOZ und Sängerin SariHa bringen in ihrem Duett zum Ausdruck, wie viel der Jugendtreff ihnen bedeutet: „Unser Haus in rotem Gewand, dir gewidmet diese Strophen aus meiner Hand.“

> „Unser Prinzip ist ‚each one teach one‘“

Rund 20 MCs zählt der Jugendtreff, 170 Musikprojekte haben sie bereits angelegt. Gerade arbeitet der 12-jährige Leon an einem der PCs und bastelt an einem Beat. Er ist noch unzufrieden: „Ist nicht gut geworden.“ „Ne, lass mal laufen“, ermutigt Bryan ihn.

Das Projekt läuft ehrenamtlich. Für Material und Essen ist das Team aber auf Spenden angewiesen – unter anderem durch das Label „360° Records“ von Torch und Toni L., die mit Advanced Chemistry berühmt wurden. Die Heidelberger Hip Hop-Urgesteine seien schon vor 30 Jahren im Alten Wasserwerk aufgetreten. Damit knüpfe der Hip Hop Monday an die Tradition des Hauses an: „Hip Hop war immer da und wird immer hier bleiben. Auf der ganzen Welt gibt es Leute, die Hip Hop als Lebensphilosophie anwenden. Wir setzen uns dafür ein, dass diese Idee und die damit zusammenhängenden Praktiken und Einstellungen hier weitergelebt werden.“

Am Abend sitzt die Crew vom Hip Hop Monday in der Sonne und wartet auf das Essen. Es gibt selbstgemachte Käsespätzle. „Den Text hatte ich noch im Kopf“, verrät Luca, als ihn die anderen auf seine Performance vom Nachmittag ansprechen. „Quatsch, den Song hast du selbst geschrieben. Das war doch ein Liebeslied an deine Ex“, ruft eine Stimme dazwischen. Ertappt zuckt Luca mit den Schultern: „Ich schreibe einfach drauf los und schaue, was bei rauskommt. Es macht Spaß.“ **(eln)**



Foto: mni

Die Kreativen am Werk: Steve, Ilya a.k.a. „neo n1ce“, Luca und Kathy (v. l.) arbeiten an ihrem Piece „Brand Wars“

Zukunftsvisionen ohne Kristallkugel

Immer mehr Menschen zieht es nach Heidelberg. Eine Bevölkerrungsprognose verrät, in welchen Stadtteilen der Zuwachs besonders stark ist und in welchen die Bevölkerung sinkt

Heidelberg wird in den kommenden 15 Jahren deutlich wachsen. Das geht aus einer Bevölkerungsprognose hervor, welches das Amt für Stadtentwicklung und Statistik vorgelegt hat. Bis zum Jahr 2035 sollen über 25 000 Personen mehr in Heidelberg leben.

Ein Großteil des Wachstums soll sich bis 2025 vollziehen, mit einem durchschnittlichen Zuwachs von jährlich 2200 neuen Heidelbergern. Danach sollen jährlich fast 1000 neue Einwohner hinzuziehen.

Drei Viertel der neuen Heidelberger sollen „aus dem Ausland und dem weiter entfernten Inland“ kommen. Nur ein Viertel wandert aus dem näheren Umland ein. Heidelberg wird demnach internationaler. 2017 kamen die meisten Menschen aus der Türkei, Italien, China und Polen.

Heidelberg bleibt eine junge Stadt: Das Durchschnittalter soll erst ab 2035 ansteigen und bis dahin konstant 39,7 Jahre betragen. Heidelberg hat dies drei Gründen zu verdanken: der Zuwanderung junger Menschen und der Tatsache, dass junge Familien seltener ins Umland ziehen. Außerdem bleibe das Geburtensaldo positiv.



Grafik: eeb

Anstieg der Bevölkerung in Prozent (nach Stadtteil)

Die Bahnstadt bleibt mit einem Durchschnittsalter von 31,5 Jahren mit Abstand der jüngste Stadtteil. Das liegt daran, dass die Bahnstadt eine der familienfreundlichsten Stadtteile ist. Der Pfaffengrund bleibe dagegen alt: „Es sterben mehr Menschen in diesem Stadtteil als durch Geburten neu hinzukommen.“ Die Bevölkerung wachse vor allem durch den Zuzug von Rentnern, das Durchschnittsalter beträgt 45,4 Jahre.

Von allen Stadteilen wird die Südstadt von der Zuwanderung am meisten profitieren. Die Bevölkerung soll um satte 55,4 Prozent ansteigen – im Vergleich zum Durchschnitt von 17,2 Prozent für ganz Heidelberg.

Ähnlich wie die Südstadt soll auch die Bahnstadt bis 2035 kräftig wachsen, bedingt durch die Familienfreundlichkeit des Stadtteils. Beispielsweise soll bis November 2019 eine Spiel- und Freizeitfläche unterhalb der Promenade im Pfaffengrunder Feld entstehen, mit insgesamt 3 200 Quadratmetern. Absolut betrachtet wird Kirchheim allerdings am stärksten wachsen. Das liegt vor allem am Patrick-Henry-Village (PHV), das fast so groß ist wie die Altstadt. Das PHV dient derzeit als Erstregistrierungszentrum für Geflüchtete.

Die aktuelle politische Debatte dreht sich um den zukünftigen Standort. In der Prognose wurde angenommen, dass alle Menschen, die im PHV registriert sind, Kirchheim zugeordnet werden. Demnach soll die Kirchheimer Bevölkerung um 8 573 Einwohner ansteigen.

Diese Entwicklungen sollten aber trotzdem nicht darüber hinwegtäuschen, dass Heidelberg vor großen demographischen Herausforderungen steht.

Neben der chronischen Wohnungsnot in der Stadt wird beispielsweise auch die Anzahl der Senioren trotz konstantem Durchschnittsalter um fast 6000 steigen. **(eeb)**

Ausgeschenkt

Speisen und Fluchen

Das „Crêpe Atelier“ in Neuenheim bietet französische Köstlichkeiten an, die das Herz eines jeden Feinschmeckers höher schlagen lassen. Wer könnte da widerstehen?



Foto: nni

Von außen fällt das Crêpe Atelier in Neuenheim kaum auf

Beim Betreten der kuscheligen und gemütlichen Crêperie in Neuenheim, einem der extravaganten Arrondissements der Heidelberger Großstadt, weht einem sofort der Duft von französischen Spezialitäten gemischt mit der lieblichen Sehnsucht nach den Metropolen Frankreichs entgegen. Besonders an kalten Nachmittagen verspricht das wärmende Licht des kleinen Ateliers die Möglichkeit zur Entspannung und kulinarischen Reise in die Petite France.

Von außen fällt der Laden kaum auf. Während der hoffnungsvolle Besucher von dem Kellner auf einen der kleinen Plätze geleitet wird, erkennt man direkt, welche französische Spezialität hier wie sonst nirgendwo in Heidelberg zelebriert wird.

Im Gegensatz zum französischen Klischee ist die Bedienung hier außerordentlich freundlich und die Atmosphäre sehr familiär. Man fühlt sich wohl. Und dann – qu'est-ce que c'est? Bereits am Eingang kann man kleine bunte Tartelletes begutachten und stößt auf den ein oder anderen französischen Leckerbissen. In der hinteren Ecke des Cafés bereitet eine vertrauenserweckende Madame die duftende Köstlichkeit zu, sodass dem Besucher direkt zu Beginn die Dampfwolken der knusprig süßen Versuchung in die Nase steigen.

Magnifique! Hier kann man sich selbst davon überzeugen, wie die auserwählte Crêpe frisch zubereitet wird.

Die Karte des Ateliers schürt weitere Hoffnungen auf eine intensive geschmackliche Voyage nach Paris.

Hier werden sowohl die süßen Crêpes mit gefüllter Schokolade, Eis und garnierten Himbeeren als auch die deftigen Delikatessen mit geschmolzenem französischen Camembert, Pesto und sommerlichem Gemüse angeboten.

Auch die heißen Getränke lesen sich verführerisch. Neben dem hippen Matcha-Latte wird hier nach Wunsch auch der Pink-Latte, ein Teegetränk aus Roter Bete, angerichtet. Während man begierig auf seine kulinarische Ekstase wartet, verteilen in den Ecken des kleinen Cafés verliebt dreinschauende Pärchen Bisous und genießen bei leiser Hintergrundmusik den französischen Mode de Vie.

Wer schon in der Dämmerung Heißhunger auf Croissants mit Marmelade verspürt, kann das Etablissement auch schon in den frühen Morgenstunden aufsuchen. Abhängig davon, wie groß der Hunger ist, gibt es die Auswahl zwischen dem kleinen, feinen oder dem großen Frühstück. Die Wartezeit nimmt ein schnelles Ende, als der Kellner die heiß ersehnte Speise serviert. Schon beim ersten Bissen in die warme und krosse Délicatesse wird man geschmacklich ins Petite France versetzt und verweilt dort, bis man sich den letzten aromatischen Happen auf der Zunge zergehen lässt. Beim Verputzen der Köstlichkeit liegt einem ein leises „Oh là là“ auf den Lippen. Die Mischung aus warmem Chocolat, frischen Framboises und zuckriger Crêpe lässt das Coeur auch noch nach der Verkostung in einem höheren, belebten Takt schlagen. Vor allem, als die Rechnung kommt.

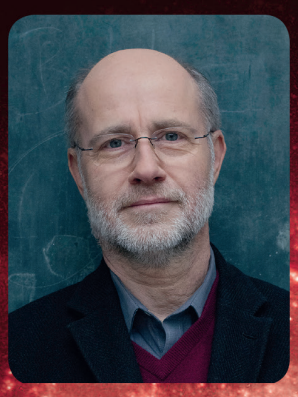
> Die Crêpes zaubern ein „Oh là là“ auf die Lippen

Et boum! C'est le choc. Leider muss man für seine kleinen Vacances in der französischen Hauptstadt auch recht tief in die Tasche greifen. Preislich liegt eine dieser auserwählten Köstlichkeiten schon bei ungefähr sieben Euro, und auch die Getränke sind nicht erschwinglicher. Deswegen ist das Atelier keine Alternative für den studentischen Snack am Nachmittag, sondern eher ein hochpreisiges Atelier für den etwas dekadenteren Anlass.

Also sollte der Studierende auch beim Besuch des Ateliers eine prall gefüllte Geldtasche bei sich tragen.

So nimmt die kulinarische Entdeckung der France Douce ein beinahe tragisches Ende. Beim Verlassen des Cafés hat man nicht nur gelernt, wie ein Pariser zu speisen, sondern auch, wie einer zu fluchen. **(asj)**

ANZEIGE



Prof. Dr. Harald Lesch
moderiert das HFA-Symposium 2019

Eintritt frei - Anmeldung erforderlich

Galaxienfusion und neue Erden
Von galaktischer Archäologie und einem interstellaren Zweitwohnsitz

11. Juli 2019 | 18 Uhr
Neue Aula, Universität Heidelberg

Mit Vorträgen von
Prof. Dr. Eva Grebel und
Prof. Dr. Joachim Wambsganß

Hector Fellow Academy

UNIVERSITÄT HEIDELBERG
ZUKUNFT SEIT 1386

www.hector-fellow-academy.de/symposium2019

Ein Rührstab im Genpool

Der Deutsche Ethikrat öffnet sich für Änderungen des menschlichen Erbguts durch CRISPR. Fachleute mahnen zur Vorsicht – gerade bei brisanten Merkmalen wie Intelligenz

Im November 2018 gab der chinesische Wissenschaftler He Jiankui die Geburt von Zwillingen bekannt, deren Genom er mit dem sogenannten CRISPR/Cas-System verändert habe. Auf diese Weise wollte er die Kinder gegen HIV resistent machen. Der nie dagewesene Eingriff in die menschliche DNA sorgte international für Aufsehen. Wissenschaftler auf der ganzen Welt distanzierten sich von Hes Handeln.

Im Januar bestätigten chinesische Staatsmedien die Existenz der genveränderten Babies.

Bereits 2017 hatte der Deutsche Ethikrat die Ad-hoc-Empfehlung gegeben, Keimbahneingriffe gesellschaftlich breit zu diskutieren. Das Thema erhielt durch die Experimente in China neue Relevanz. Der Ethikrat veröffentlichte am 09. Mai 2019 eine über 200 Seiten umfassende Stellungnahme. Darin erklärt der Ethikrat, es gebe „keine kategorische Unantastbarkeit der menschlichen Keimbahn."

Die Fachleute beziehen sich dabei auf den aktuellen Forschungsstand und mögliche gesellschaftliche Folgen. Sie unterscheiden zwischen verschiedenen möglichen Anwendungen einer Keimbahnveränderung: der Vermeidung genetisch bedingter Krankheiten, der Reduzierung von möglichen Krankheitsrisiken und der Optimierung bestimmter menschlicher Eigenschaften oder Fähigkeiten.

Weiterhin unterscheiden sie mögliche Bereiche: Grundlagenforschung, präklinische Studien und unmittelbare medizinische Anwendungen. Diese Punkte und ihre Konsequenzen für Medizin, Gesellschaft und letztlich die Menschheit seien einzeln zu betrachten. Im November hatte der Ethikrat die Eingriffe durch He Juankui verurteilt.

Dazu genüge es nicht, Chancen und Risiken der Keimbahneingriffe abzuwägen. Wegen der „epochalen Entwicklung molekularbiologischer Instrumente und des Ausmaßes ihrer möglichen Wirkungen" könnten weder Befürworter noch Gegner von Eingriffen in die menschliche Keimbahn sicher sein, eine ethisch richtige Seite zu vertreten. Eine Entscheidung zu diesem Thema müsse auf Basis der Grundsätze „Menschenwürde, Lebens- und Integritätsschutz, Freiheit, Schädigungsvermeidung und Wohltätigkeit, Natürlichkeit, Gerechtigkeit, Solidarität und Verantwortung" stattfinden. Auch könne jeder Eingriff nur erfolgen, wenn seine Sicherheit und Wirksamkeit gewährleistet seien.

Die große Vielfalt der Normen, die der Rat zugrundelegt, spiegelt die unterschiedlichen Hintergründe seiner Mitglieder wider. Neben Medizinern und Naturwissenschaftlern sind im Ethikrat auch Juristen, Theologen und Philosophen vertreten.

Der Ethikrat kam ebenfalls zu dem Schluss, die Grundlagenforschung müsse gefördert werden, um die Folgen von Keimbahneingriffen besser zu verstehen. Hierbei dürften Forscher jedoch keine menschlichen Embryonen verwenden. Nach deutschem Recht ist es verboten, Embryonen zu Forschungszwecken zu töten.

> Die Menschheit könnte sich in Subspezies aufteilen

Abschließend empfahl das Expertengremium erneut einen breiten öffentlichen Diskurs, zudem ein weltweites Aufschieben – ein Moratorium – aller potentiellen Experimente an der menschlichen Keimbahn sowie die Einigung auf internationale Grundsätze zu Keimbahneingriffen, wie sie bereits von der WHO angestrebt wird.

Die deutschen Fachleute sind nicht die ersten Denker, die einen solchen Stopp für Experimente am menschlichen Embryo fordern. Selbst Emmanuelle Charpentier, eine der Forscherinnen hinter dem CRISPR-Durchbruch, hat sich hinter die Forderung nach einem Moratorium gestellt. Im März haben Charpentier und eine Reihe von Kollegen die internationale Gemeinschaft dazu aufgerufen, keine Embryos mehr zu modifizieren, die dann zu lebenden Kindern heranwachsen. Zuvor müssten klare Regeln für ein transparentes Vorgehen getroffen werden, das auf einem „breiten gesellschaftlichen Konsens" beruht.

Seit seiner Entdeckung 2012 hat CRISPR diverse Erwartungen, Ängste und Begehrlichkeiten erweckt. He Jiankui ging es nur darum, die Zwillinge gegen HIV immun zu machen. Zumindest grundsätzlich kommt es aber auch in Betracht, nicht nur schädliche Eigenschaften zu verringern – sondern auch, erwünschte Merkmale gezielt herbeizuführen. So steht etwa die Möglichkeit im Raum, dem ungeborenen Kind bessere Chancen auf hohe Intelligenz zu geben. Die Idee ist nicht ganz so abenteuerlich, wie sie klingt. Mittlerweile kennen Wissenschaftler einen Teil der Gene, die für kognitive Fähigkeiten relevant sind.

Doch an dieser Stelle tun sich ungeahnte ethische Abgründe auf. Was geschieht, wenn es sich nur die Begüterten leisten können, ihrem Nachwuchs einen genetischen Vorsprung zu verschaffen? Manche befürchten, dass die Gesellschaft sich auf diese Weise dauerhaft in genetische Kasten spalten könnten – und die Erblichkeit der Intelligenz eine schroffe soziale Spaltung zementieren würde, die durch politische Maßnahmen kaum noch gemildert werden könne.

> Modifikationen haben Nebenwirkungen

Mehr noch: Wenn Enhancement per CRISPR nur in den reichen Ländern zum Standard wird, würde sich eine entsprechende Trennung fortan durch die Weltkarte ziehen. Ungleichheit, die durch genetische Veränderungen nur mancher Menschen resultiert, würde die internationalen Verhältnisse verschärfen. Die Expertengruppe um Charpentier fürchtet gar, die Menschheit könne sich in Subspezies aufteilen.

Auf absehbare Zeit werden solche Szenarien aber nicht Wirklichkeit werden. Das genetische Geflecht, welches komplexe Eigenschaften wie Intelligenz ausbildet, ist sehr viel fragiler, als das volkstümliche Bild von der Genschere es nahelegt. Erst recht gibt es nicht das eine „Gen für Intelligenz". Wie schlau ein Mensch ist, hängt stattdessen von Varianten in vielen Genen ab, die jeweils nur kleine Effekte haben. Joachim Wittbrodt vom Exzellenzcluster CellNetworks der Universität Heidelberg etwa sieht Gedankenspiele über Manipulationen in diesem Bereich kritisch. Hier spielten derart viele Faktoren zusammen, dass an Erhöhungen von Intelligenz durch CRISPR in den nächsten Jahren nicht zu denken sein wird, so Wittbrodt.

Ein weiteres Problem ergibt sich daraus, dass viele Gene mehr als eine Eigenschaft beeinflussen. So kann eine künstliche Modifikation, die nur auf Intelligenz abzielt, auch ganz andere Eigenschaften beeinflussen. Deswegen kann es sein, dass der Eingriff letztlich mehr schadet als nützt. Dieses Problem ist ein Grund für große Vorsicht unter Fachleuten.

Auch im Fall der chinesischen Zwillinge könnten sich so Probleme ergeben. Obwohl die Embryos nur an einer einzelnen DNA-Stelle manipuliert wurden, wurden sie dadurch vielleicht nicht nur gegen HIV gewappnet. Seit Neuestem gibt es Hinweise darauf, dass die spezielle Gen-Variante, die ihnen eingepflanzt wurde, mit einer geringeren Lebenserwartung einhergeht.

Wegen solcher Unwägbarkeiten ist kaum abzusehen, wie sich eine Änderung am Genom letztlich auswirken wird. Wie der Molekularbiologe Wittbrodt sagt, ist es nur allzu einfach, den menschlichen Organismus aus dem Takt zu bringen. Sehr viel schwieriger sei es dagegen, das System zu reparieren. Trotz der enormen Geschwindigkeit von CRISPR lasse die Präzision noch einiges zu wünschen übrig, so Wittbrodt, der selbst an Verbesserungen des Änderungsverfahrens arbeitet.

Dadurch bleibt freilich noch offen, wozu CRISPR eingesetzt werden sollte. Unlängst haben die bekannten Bioethiker Julian Savulescu und Peter Singer für ein zeitlich abgestuftes Vorgehen plädiert – ebenfalls in Reaktion auf He Jiankuis Voranpreschen. Zunächst, so die beiden Philosophen, sollten schwere Krankheiten verhindert werden, die nur von einzelnen Genen abhängig sind. Danach solle man normale Krankheiten angehen und anschließend die Abwehrkräfte stärken. Erst dann könne man über andere Eigenschaften wie Intelligenz nachdenken. Dabei müssten aber alle den gleichen Zugang zu diesen Ver-



Bild: mohamed_hassan / Pixabay

CRISPR eröffnet ein weites Feld an medizingenetischen Verfahren

Gen und Gesellschaft



Bild: jjo

In der Serie *Gen und Gesellschaft* wird der *ruprecht* von jetzt an die Bedeutung genetischer Entdeckungen für das menschliche Zusammenleben ausloten. Den Auftakt bildet unser Bericht über die neueste Entscheidung des Deutschen Ethikrats über CRISPR/Cas und die weitere Diskussion der Thematik.



Foto: NTNU / Flickr

CRISPR-Entdeckerin Emmanuelle Charpentier fordert ein weltweites Moratorium

Was ist CRISPR/Cas?

Das CRISPR/Cas-System wurde ursprünglich als eine Immunantwort in Bakterien entdeckt. Die Abkürzung steht für **c***lustered* **r***egularly* **i***nterspaced* **s***hort* **p***alindromic* **r***epeats*. Cas wiederum meint **C***RISPR*-**a***ssociated* **p***rotein*. Bakterien, die eine Virusinfektion überleben, bauen Genabschnitte dieser Viren in ihre eigene DNA ein. Die dafür vorgesehenen Bereiche im Bakterien-Genom werden als CRISPR bezeichnet. Dort dienen die Genabschnitte der Viren fortan als Schablonen: Sie werden in Sonden abgeschrieben, die an sogenannte Cas-Proteine gekoppelt werden. Bei einer Neuinfektion mit demselben Virus erkennt die Sonde eine Zielstelle im Virengenom und die Cas-Proteine zerschneiden das Virusgenom.

Wie kann CRISPR/Cas im Labor eingesetzt werden?

Die Sonden, die das Cas-Protein braucht, um sein Ziel zu finden, können im Labor hergestellt werden. Im Prinzip lässt sich so jede beliebige Sequenz im Genom gezielt ansteuern – ganz wie mit einer Suchfunktion in einem Textverarbeitungsprogramm. Die DNA kann dann unter den richtigen Bedingungen geschnitten, markiert oder anderweitig beeinflusst werden. Bisher arbeitet die Technik aber noch nicht sehr genau.

Wenn ein Bereich im Genom geschnitten wird, ist das tödlich für die Zelle. Deshalb repariert sie den Schnitt sofort. Zu diesem Zweck fügt sie einfach zwei lose DNA-Enden wieder zusammen. Gibt es einen DNA-Bereich in der Zelle, der dem geschnittenen Bereich gleicht, kann dieser auch als molekulare Schablone für die Reparatur verwendet werden. Dieser DNA-Bereich stammt meist von dem passenden zweiten Chromosom. In menschlichen Zellen liegt der Chromosomensatz ülicherweise immer doppelt vor.

Es ist jedoch möglich, eine solche Schablone von außen in die Zelle einzuführen. Mit dabei ist eine Sequenz, die in das Genom eingefügt werden soll. Sie wird von anderen Sequenzen flankiert, die mit den DNA-Bereichen auf beiden Seiten der Schnittstelle im Genom identisch sind. Wenn die Zelle diese Schablone bei der Reparatur zur Hilfe nimmt, fügt sie dabei die neue, fremde Sequenz mit ein. So lassen sich gezielte Mutationen in das Genom einbringen.



Foto: FotoshopTofs / Pixabay

Forscher im Labor

Pille gegen Prüfungsstress

„Gehirndoping“ findet unter Studierenden immer mehr Anklang. Die Präparate bergen jedoch Risiken

Welcher Student kennt es nicht: Die Prüfungen rücken immer näher. Der Stoff des ganzen Semesters muss sitzen. Die Konzentrationsfähigkeit sowie die Gedächtnisleistung werden herausgefordert. Aufgrund dieses Leistungsdrucks greifen immer mehr Studenten neben dem legalen Koffein in Kaffee, Tee oder Tabletten auch zu verschreibungspflichtigen Medikamenten.

Diese sollen die Konzentration erhöhen, Müdigkeit bekämpfen und das Gedächtnis verbessern. Bis zu 30 Prozent der Studenten in den USA haben laut anonymer Umfragen bereits ein- oder mehrfach verschreibungspflichtige Medikamente wie zum Beispiel Ritalin benutzt, um effektiver, konzentrierter und schneller lernen zu können. Für Deutschland geht man hingegen von deutlich geringeren Zahlen zwischen fünf und 13 Prozent aus. Doch die Zahl der Anwender nimmt auch hierzulande mit dem wachsenden Leistungsdruck immer weiter zu.

Oft stammen die Arzneimittel aus dem Familien- und Freundeskreis der Anwender oder werden viel zu leichtfertig nach Vortäuschung bestimmter Symptome von Ärzten verschrieben. Allgemein müssen verschiedene Kategorien der sogenannten „Neuroenhancer“ unterschieden werden: Am weitesten verbreitet sind die Stimulanzien Methylphenidat (Ritalin), Amphetamin und Modafinil, die in der Therapie von ADHS und der Schlafkrankheit Narkolepsie ihren größten medizinischen Anwendungsbereich finden. Seltener werden verschreibungspflichtige Arzneistoffe gegen Alzheimer-Demenz wie Donepezil als „Hirndoping“ missbraucht, aber auch frei verkäufliche, pflanzliche Präparate wie Ginkgo-Extrakt.

Die Stimulanzien greifen in die natürlichen Prozesse an den Synapsen ein, indem sie die Konzentration von Neurotransmittern wie Dopamin und Noradrenalin erhöhen. Dies verringert Ermüdungserscheinungen, während es die Ausdauerfähigkeit, Konzentration und Fokussiertheit auf eine bestimmte Tätigkeit erhöht.

> Die Substanzen wirken vor allem bei Leistungsdefiziten

Dieser Eingriff in das natürliche Gleichgewicht der Neurochemie führt jedoch oft zu erheblichen Nebenwirkungen wie Herz-Rhythmus-Störungen, Übelkeit, Nervosität, Depressionen sowie Appetit- und Schlaflosigkeit. Insbesondere bei Überdosierung können sogar irreversible Psychosen auftreten. Durch regelmäßigen missbräuchlichen Konsum werden Körper und Gehirn gezwungen, dauerhaft auf Hochleistung zu arbeiten. Die natürlichen Warnsignale Erschöpfung und Müdigkeit werden durch die Einnahme der Substanzen unterdrückt.



Viele bunte Tabletten: Die Wirkstoffe reichen von Coffein bis Amphetamin

Foto: aro

Medizinische Studien haben außerdem gezeigt, dass Stimulanzien ihre größte Wirkung zeigen, wenn ein Leistungsdefizit besteht. Sie helfen also vor allem bei Menschen mit Müdigkeit nach Schlafentzug und mit starken Konzentrationsschwierigkeiten. Bei gesunden, ausgeruhten Menschen, die sich bereits nahe an ihrem Leistungsmaximum befinden, ist hingegen nur eine geringe Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit zu beobachten – wenn nicht sogar eine Leistungsminderung. Auch bei den Arzneimitteln gegen Alzheimer-Demenz wie Donepezil konnte bei gesunden Menschen keine signifikante Leistungssteigerung festgestellt werden. Allerdings traten vielerlei Nebenwirkungen auf, etwa Durchfall, Übelkeit und Erbrechen, Kopfschmerzen, Zittern, Appetitlosigkeit sowie Halluzinationen, Erregungszustände und aggressives Verhalten.

> Lernen ohne Drogen ist sinnvoller

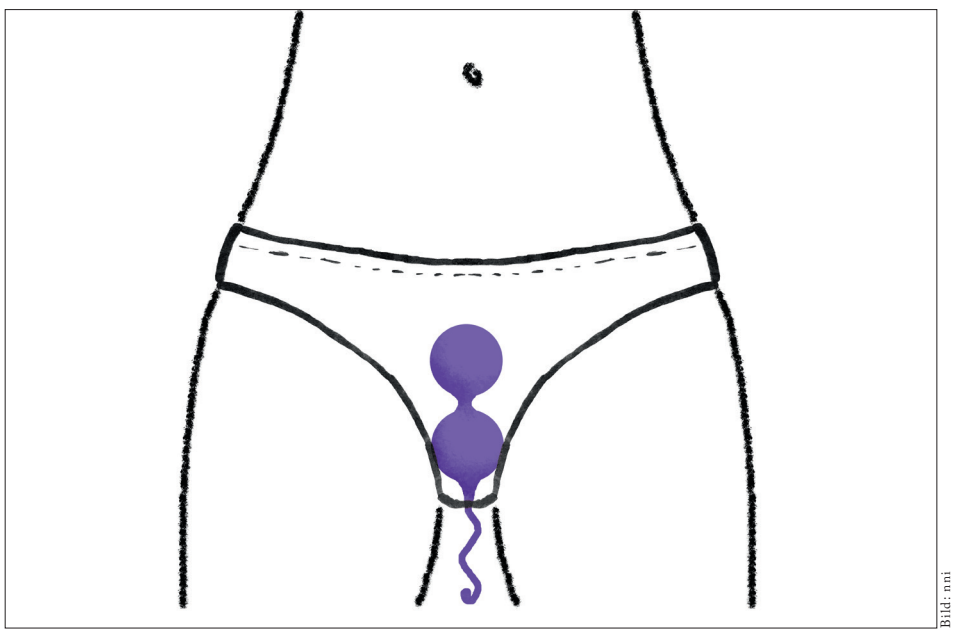
Trotz des hohen gesundheitlichen Risikos erzielen gesunde Menschen durch den missbräuchlichen Konsum von Arzneimitteln also nur einen vergleichsweise geringen Nutzen. Generell ist es nicht zu empfehlen, sie zur kognitiven Leistungssteigerung einzunehmen.

Eine Pille zu schlucken, die intelligenter macht und dem Anwender das selbstständige Lernen und Denken erspart, ist nach dem derzeitigen Stand der neurologischen Forschung noch nicht möglich. Die eigentlich zentrale Frage ist jedoch nicht, wie man sein Gehirn maximal optimieren kann – sondern ob für Studierende überhaupt eine Notwendigkeit zum Gehirndoping besteht. Meist wird das nicht der Fall sein. Das Gleiche gilt für Berufstätige und allgemein für Personen mit starkem Leistungsdruck.

In vielen Fällen sorgt die zunehmende Furcht, nicht den Erwartungen des von Fortschritt, Leistung und Erfolg dirigierten Gesellschaftssystems zu entsprechen, zu Stressreaktionen. So werden trotz zahlreicher Risiken künstliche, pharmakologische Optimierungsversuche unternommen. Allerdings pflegt der Mensch schon seit Jahrtausenden, sich auf natürliche Weise stets zu optimieren und sich neu zu erfinden. Er lernt aus seinen Fehlern und schlägt neue Wege ein. Ganz ohne Gehirndoping hat es die Menschheit geschafft, sich von einfachen Jäger-und-Sammler-Gesellschaften, deren einziges Ziel das Überleben war, zu komplexen Hochkulturen zu entwickeln. Wozu sollte man also mit einer Pille nachhelfen wollen? **(aro)**

Die Kugeln klingen lassen

Sex-Ed: Wilde Abenteuer nur im Bett? Wie langweilig! Liebeskugeln sorgen auch außerhalb des Schlafzimmers für ein gesteigertes Lustgefühl. Zudem stärkt die japanische Erfindung die Beckenbodenmuskulatur


Bild: nni

Liebeskugeln werden wie ein Tampon eingeführt

Liebeskugeln – bei so einem Begriff erwachen alle erdenklichen Fantasien und Sehnsüchte zum Leben. Man erwartet ein aufregendes Sextoy, eine stimulierende Erfahrung mit dem Partner oder vielleicht sogar eine bunte Pille, die sexuelle Gelüste in ungeahnte Höhen treibt. Einige dieser Wünsche werden sich bewahrheiten, – andere jedoch nicht. Denn die Murmeln, die ungefähr die Größe einer Aprikose haben, sind mehr ein Fitnessgerät als wildes Spielzeug für noch wildere Nächte. Liebeskugeln werden hauptsächlich verwendet, um die Beckenbodenmuskulatur im Alltag zu trainieren, die sexuelle Erlebnisfähigkeit zu steigern und das körperliche Wohlergehen der Frau zu verbessern. Durch die Stärkung der Beckenbodenmuskulatur erleben Frauen nicht nur deutlich intensivere Orgasmen und kommen schneller zum Höhepunkt, sondern sie beugen ebenfalls Blasenschwäche vor und verbessern ihre Körperhaltung. Besserer Sex und ein entspannter Rücken – so macht das Ausprobieren der Lustkugeln gleich doppelt so viel Spaß!

> Schnelle und intensivere Orgasmen für die Frau

Ursprünglich kommen die Liebeskugeln aus Japan und werden dort Ben-wa oder Rin-no-tama genannt, was übersetzt „klingende Kugeln“ heißt. Der Name stammt von den Schwingungen, die die Kugeln auslösen, wenn sie beim Laufen aneinander stoßen. Zusammen mit Sushi und dem ersten Tamagotchi kamen die Lustkugeln im 18. Jahrhundert als Nebenerscheinung der Globalisierung nach Europa. Dort sorgten sie bei vielen Erwachsenen für Verwirrung – sie wurden für Teile eines komplizieren Murmelspiels gehalten. Oder so ähnlich.

Die gängigen Liebeskugeln bestehen aus zwei an einer Schnur befestigten Kunststoffkugeln, die jeweils eine weitere Metallkugel enthalten. Um die Kugeln in die Vagina einzuführen, kann man sie nach Belieben mit Gleitgel oder Gleitcreme bestreichen. Ähnlich wie ein Tampon besitzen sie einen Rückholfaden, der auch nach dem Einführen greifbar bleibt. Wenn die Lustkugeln richtig sitzen, sind sie erst einmal nicht zu spüren. Nur wenn man anfängt sich zu bewegen, schwingen die Metallkugeln leicht mit. Die Kugeln kann man sogar den ganzen Tag lang tragen – denn anders als von manchen erwartet, lösen sie nicht ohne weiteres einen Orgasmus aus. Empfohlen wird, die Lustkugeln alle zwei Tage ungefähr zwei bis vier Stunden lang zu tragen – so trainiert man seinen Beckenboden optimal. Erst ist es etwas ungewohnt, aber dann fühlt es sich einfach gut an und macht Lust auf mehr – man sehnt sich nach dem Partner, der am Abend mit einem Candle-Light-Dinner, romantischer Musik und der Aussicht auf das Dessert im frisch bezogenen Bett wartet. Alternativ schaltet man einfach nur Netflix ein und verzichtet dankend auf Gespräche.


Foto: adonyig / Pixabay

Die Kugeln sind so groß wie Aprikosen

Wem die klassischen Liebeskugeln zu langweilig werden, der kann auf aufgepeppte Versionen umsteigen. Für die sportliche Frau gibt es einzelne oder mehrere massive Kugeln, die schwerer sind und damit die Beckenmuskulatur noch stärker fördern. Alternativ gibt es Kügelchen, die mit unterschiedlichen Noppen oder Vibrationsstufen ausgestattet sind. Letztere eignen sich außerdem besonders für das intensive Training im Bett. Wer auch einmal die Lustkugeln ausprobieren möchte, kann sich auf erschwingliche Preise freuen: Die einfachen Lustkugeln liegen preislich zwischen zehn und 13 Euro. Also genauso viel wie ein Abendessen im Fast-Food-Restaurant. Für die gepimpten Lustkugeln muss man stattdessen eher auf einen Tag im Spa verzichten. Falls ihr euch also das Fitnesscenter nicht leisten könnt und trotzdem sportlich aktiv bleiben wollt, steigt doch einfach auf Liebeskugeln um. **(asj)**

ANZEIGE



Schöne alte Welt

Das Computerspiel „Anno 1800“ steht wegen seiner idealisierten Darstellung der Industriellen Revolution in der Kritik. Einblicke in eine Debatte, die längst auch die Wissenschaft erreicht hat

Ein Mausklick, ein wenig justieren, ein weiterer Klick und das Kontor steht. Die meist noch aus Kindertagen angenehm vertraute Tonfolge dringt ans Ohr und die Freude über eine neu besiedelte Insel breitet sich im Inneren aus. Bereits vor seiner Veröffentlichung ließ das Computerspiel „Anno 1800“, der neueste Teil aus der erfolgreichen Aufbaustrategiereihe, Fanherzen höherschlagen. Grund dazu bot vor allem, dass sich die Spielerschaft nicht mehr wie in den vergangenen beiden Teilen mit elendigen Zukunftsszenarien herumschlagen muss, sondern sich wieder in ein trautes historisches Setting vertiefen darf – die Industrielle Revolution.

Diese Rückbesinnung auf das Alte macht auch vor den Spielmechaniken nicht halt. So rückt „Anno 1800“ beispielsweise das Wetteifern mit anderen Parteien auf einer gemeinsamen Karte verstärkt in den Fokus – eine Qualität, mit der zuletzt „Anno 1404“ aufwartete. In Zusammenarbeit mit der Konkurrenz, etwa durch das Erfüllen von Aufträgen oder durch geschickt abgeschlossene Handelsverträge und Bündnisse, wird ein mächtiges Inselreich geschmiedet. Versagt die Diplomatie, werden auch gegen andere Interessen, im Zweifel mithilfe der Kriegsflotte, eigene Ambitionen durchgesetzt.

Alles in allem ein nostalgieträchtiges Fest, wäre da nicht ein Vorwurf, der sich seinen Weg sogar in das ein oder andere große Feuilleton gebahnt und eine Debatte über die Akkuratesse von Computerspielen mit historischem Setting entfacht hat. Kritiker sehen genau in dieser Nostalgie, dieser Heimeligkeit, dieser Vorstellung eines Früher, in dem die Konflikte noch schwarz-weiß und eindeutig zu lösen waren, das Problem. So reflektiere das Spiel nicht über seine Zeit und der Spieler dadurch nicht über seine kolonialistische und imperialistische Agenda. Tatsächlich wird die Sklaverei als Spielelement in „Anno 1800“ komplett ausgeblendet und blitzt nur in einigen Beschreibungstexten auf. Auch wird der Spieler nicht mit der Existenz indigener Kulturen konfrontiert. Bei der Gründung von Kolonien in der neuen Welt tritt die einheimische Bevölkerung lediglich als Produzent von Gütern in Erscheinung.



Foto: Ubisoft Germany

Ein so schönes Bild wie in „Anno 1800“ hat die Industrielle Revolution selten abgegeben

Kilian Schultes, Zuständiger für Neue Medien und Geschichte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, begrüßt die Öffentlichkeit dieser Auseinandersetzung im Allgemeinen: „Die Diskussion im Feuilleton zu ‚Anno 1800‘ belegt zum einen den Stellenwert, den man Computerspielen inzwischen in der Kulturlandschaft zumisst, und zum anderen die höhere Sensibilität gegenüber Imperialismus und Kolonialismus auch in der Popkultur.“ Nichtsdestotrotz stehe bei Spielen das Vergnügen an erster Stelle und diesem sei zu viel Realismus abträglich. „Spiele müssen zuvorderst als Spiel funktionieren, das historische Setting gibt es obendrauf und drumherum“, bringt der Historiker es auf den Punkt. Ein Spiel pauschal wegen historischer Ungenauigkeit zu verurteilen ist folglich nicht möglich.

Zur Diskussion steht vielmehr die These, dass „Anno 1800“ durch seine Darstellungen ein falsches Geschichtsbild bei seinen Spielern etabliere. Die Frage nach den Auswirkungen von Computerspielen auf die Geschichtswahrnehmung ist allerdings auch in der Forschung strittig. Schultes unterscheidet grob zwischen zwei widerstreitenden Positionen: Narratologen untersuchen den Inhalt eines Spiels und prüfen zum Beispiel die Wirkung von Orientalismen auf die Vorstellungen des Spielers. Ludologen sehen hingegen im Siegeswillen das entscheidende Moment. Angespornt durch diesen dekonstruiert der Spieler das Setting und verhindert eine wirkliche Simulation.

> „Auch Algorithmen sind keineswegs wertfrei“

Die Diskussion aus der Aporie befreien und ihr zu mehr Konstruktivität verhelfen, könnte ein dritter Ansatz. Dieser verlangt allerdings einen Blick weg von dem, was „Anno 1800“ unter den Tisch fallen lässt, hin zu dem, was es an neuen Mechaniken einführt. So können ganze Inseln zu Arbeiterkolonien erklärt werden, in denen die Bewohner zu unmenschlichem Schuften gezwungen werden. Aufkommende Proteste des Proletariats können mit wenigen Klicks blutig niedergeschlagen werden. „Auch Algorithmen sind keineswegs wertfrei. Im Spiel wären dies die Mechaniken, die für den Sieg sorgen“, räumt Schultes weiterführend ein. „Für die Reihe ‚Civilization‘ gilt beispielsweise, am leichtesten ist es zu siegen, wenn der Spieler die Regierungsform einer kapitalistischen Demokratie wählt – egal, als welche Zivilisation man startet.“ Es stellt sich also mehr die Frage danach, ob „Anno 1800“ die Spielweise als despotischer Bourgeois gegenüber der als arbeiterfreundlicher Souverän maßgeblich bevorzugt und belohnt und so eine Beeinflussung des Spielers entsteht, als die nach den Versäumnissen an historischer Akkuratesse. **(mal)**

Im Probenraum

Spritgeld und Freibier

„Dequartier“ machen seit fünf Jahren deutschsprachigen Indie-Rock. Im Mai ist ihr zweites Album „Alles oder Nichts“ erschienen. Wir haben ihrem Probenkeller in Wiesloch einen Besuch abgestattet

Wiesloch, ein sonniger Tag im Juni. Die Kleinstadt im Süden von Heidelberg fühlt sich an wie ein großes Dorf irgendwo zwischen Idylle und Langeweile. Auf dem Klingelschild des gelben Einfamilienhauses klebt neben dem Familiennamen ein „Dequartier“-Sticker. „Lars Mutter ist immer am Start“, werden die Jungs mir später im Probenkeller erzählen. Irgendwann hatte der Frontsänger seine Eltern gefragt, ob sie das Bürozimmer im Untergeschoss noch brauchen würden. Heute stapeln sich im Keller Verstärker und Kabel. Schon seit über fünf Jahren machen „Dequartier“ Musik.

Thematisch bewegt sich die fünfköpfige Band zwischen Selbstfindung, Liebe und Aufruf zu politischer Partizipation. Ihre Texte sind simpel, aber nicht belanglos. Ihr Stil ist energetisch, aber nicht einschüchternd – Ein spannendes Mash-Up irgendwo zwischen „den Ärzten“ und „Von wegen Lisbeth“. Die Frage nach dem Genre sei schwierig. „Wir würden uns selbst im deutschsprachigen Indie-Rock verorten. Klar haben wir alle unsere Vorbilder aber ich glaube, dass es noch nichts wie uns gibt. Und das ist das Geniale“, meint Drummer Niklas.

Immer wieder wird es in den Songs politisch. Auch wenn Wiesloch eher konservativ-grün, als rechts ist, wäre das keine Ausrede, sich nicht zu engagieren. „Scheiße passiert überall“. Das spricht auch aus ihren Texten: „Positionier dich, geh nach draußen. Sag, was du ändern willst im Land“. „Wir sind gegen Extremismus aus jeder Richtung“, fügt Lead-Gitarrist Joel hinzu. Er hat den Song „Nazikneipe“ geschrieben.

Bei „Dequartier“ sind alle zu gleichen Teilen am Song-Schreiben beteiligt. „Einer bringt einen Text, der andere schreibt drüber, dann kommen Harmonien und Mehrstimmigkeit dazu.“ Das führt zu einem einheitlichen Stil, der trotzdem viele Farbtöne hat. Manchmal Punk, dann wieder bekömmlicher Pop mit Trompetensoli. Die Konzerte sind voller Energie.



Foto: privat

Indie-Rock aus Wiesloch: Joel, Florian, Lars, Janis und Niklas sind „Dequartier“

Die Fans singen mit, tanzen und pogen. „Ich steh halt einfach gern auf der Bühne.“, meint Lars. „Lars kann das einfach gut“, meinen die anderen. Gerade wenn „Dequartier“ in ihrer Heimatstadt Wiesloch spielen, wird deutlich, dass die Band nicht erst seit gestern Musik macht. Zum Release Konzert ihres neuen Albums „Alles oder nichts“ kamen fast 150 Leute.

Angefangen hatte alles im Ottheinrich-Gymnasium Wiesloch. Zu den jährlichen Schulgottesdiensten, später auch zu Theatervorstellungen, spielten die Band in wechselnden Besetzungen. Irgendwann kam Frontsänger Lars Wilke dazu. Eine engagierte Religionslehrerin fragte damals, ob die Band „ein ADHS Kind aus der Zehnten“ gebrauchen könne. Konnte sie. Von Lobpreis und bekiffter Schülerband ist vier Jahre später nichts mehr zu sehen. Letzteres sei ohnehin ein Klischee, dass sie hinter sich lassen wollen. Mit Namensänderung und neuem Album ist das gelungen.

Finanziell komme man letztlich bei der schwarzen Null raus. Das eigene Equipment sei Hobby. „Meist gibt’s nur Spritgeld und Freibier. Das wäre eigentlich auch ein geiler Bandname. Oder Albumtitel.“ Als ich im Gehen bin, reden die Jungs über anstehende Gigs und die Setlist für den nächsten Auftritt. „Das Album schreibt sich auch nicht von allein“, wirft Bassist Florian in die Runde.

Mittlerweile kann „Dequartier“ auftreten, ohne sich jede Woche zu treffen. „Das würde auch gar nicht mehr funktionieren“, meint Joel. Die fünf Wieslocher Musiker sind heute über ganz Baden-Württemberg verteilt. Doch das hält sie nicht ab weiterzumachen. „Es ist keine Option, das zu lassen. Wir sind bereit für alles“. Wider Erwarten klingt das weder lächerlich noch utopisch. Es klingt nach einem ehrlichen und begeisterten Zukunftsplan. **(xko)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Zeit Geist

Putzmittel selber machen – auf dem Weg zum Öko-Dasein?

Natron, Soda, Essig, Zitronensäure und Kernseife: Diese fünf Hausmittelchen sollen eine ganze Drogerie ersetzen. So verspricht es zumindest einer der vielen Öko-Ratgeber, die sich in den letzten Jahren immer größerer Popularität erfreuen. Das soll nicht nur gut fürs Portemonnaie sein, sondern auch für die Umwelt. Und ich als birkenstocktragender Millennial muss das natürlich ausprobieren, für den Planeten, für die künftigen Generationen, aber auch für das gute Gefühl, das es mir gibt. Dieses gute Gefühl, etwas für das Gemeinwohl getan zu haben, das ich ebenso bekomme, wenn ich meinen geeisten Soja-Kaffee aus wiederverwendbaren Edelstahlstrohhalmen schlürfe oder zum „Fridays for future"-Protest gehe – obwohl ich freitags ohnehin frei habe.

Also fange ich an Einmachgläser zu horten, Zitronen auszupressen und Kernseife zu raspeln, wobei ich den seifigen Beigeschmack des Parmesans beim nächsten Pastagericht gerne in Kauf nehme. Und wie ich bald feststellen soll, kann man so ziemlich alles selbst herstellen: Allzweckreiniger, Waschmittel, Spülmittel, Glasreiniger, sogar Deo und Zahnpasta. Ich sehe mich schon autark in einer abgeschiedenen Waldhütte leben und jeden Morgen beim Sonnenaufgang Yoga machen.

Die Ernüchterung kommt allerdings jäh nach dem ersten Praxistest meiner neuen selbstproduzierten Putz- und Hygieneartikel: Das Spülmittel hinterlässt einen Fettfilm, auch nach mehrmaligem Abspülen, die Zahnpasta einen seltsamen Belag auf den Zähnen sowie Mundgeruch und das Deo stößt bei Temperaturen von



Foto: Monfocus / Pixabay

30 Grad Celsius an seine Grenzen, genau wie ich.

Ich sehne mich zurück nach etwas weniger ökologischem, bequemerem, in Plastik verpacktem. Nach den Produkten, die man für nur wenige Euros in der Drogerie erwerben kann. Und wenn ich mich einfach nicht frage, woher eigentlich das Palmöl in meiner Gesichtscreme kommt, fühle ich mich durch die Verpackung, die zu 30 Prozent aus recycelten Materialien aus dem Ozean besteht, schon fast nachhaltig genug. Und das mit wesentlich weniger Aufwand. Dass die Creme von einem der 90 Unternehmen hergestellt wurde, die laut einer Studie aus dem Jahr 2013 für fast zwei Drittel der Treibhausgasemissionen seit 1751 verantwortlich sind, lasse ich dabei auch gerne unter den Tisch fallen. Dieselben Unternehmen, die gerne symbolisch Papier- statt Plastikverpackungen verwenden oder heilbringend auf Instagram verkünden, dass es ab sofort jeden zweiten Mittwoch eine vegane Option in der firmeneigenen Kantine geben wird. Unternehmen, die gerne in hochemotionalen Herzschmerz-Werbespots, die kaum noch als solche zu erkennen sind, darauf hinweisen, dass jeder einzelne von uns einen Unterschied machen kann. Die Tatsache, dass diese Unternehmen, wenn sie statt „greenwashing" zu betreiben ernsthaft ihre Produktionsabläufe ändern würden, den allergrößten Unterschied machen könnten, wird auch gerne ignoriert, aber nicht nur von mir.

Eine Kolumne von Stefanie Weber

Lindenstraße 2.0

Die Öffentlich Rechtlichen versuchen mit Snapchat-Soaps wie „Iam.Serafina" im 21. Jahrhundert anzukommen. Dabei verwischen Rolle und Realität

Wie wäre es wohl, wenn man anstelle der ewig gleichen Campari postenden Instagram-Gestalten einfach seinen Lieblingsseriencharakteren folgen könnte? Joggen mit Jon Snow? Die Frage nach dem Produzieren von Serien im digitalen Zeitalter beschäftigt auch die Programmchefs der öffentlich-rechtlichen Sender. Auf dem von ihnen finanzierten Digitalsender Funk, der sich explizit an ein junges Zielpublikum richtet, toben sich junge Kreative daran aus ‚in ihren Serienformaten zeitgemäße Geschichten mit den Mitteln des digitalen Zeitalters zu erzählen. Besonders bemerkenswert: Die Serienmacher bemühen sich darum, ihre Produktionen durch größtmögliche Authentizität, Nahbarkeit und digitale Präsenz naturalistisch wirken zu lassen. Hierbei kommt es oftmals zur Verwischung der Grenze von Realem und Gespieltem.

Einem ähnlichen Ideal von Naturalismus in der Darstellung jagte der 1938 verstorbene russische Mime Konstantin Stanislawski nach. Seiner Meinung nach musste der Schauspieler durch verschiedene methodische Schritte zu einer absoluten Synthese aus Darsteller und Charakter kommen. Stanislawski legte seinem Ensemble neben der Theaterbühne ganze Zimmer an, die dem Publikum zwar verschlossen waren, es seinen Darstellern aber ermöglichte, neben und auf der Bühne zu jedem Zeitpunkt in ihren Rollen zu bleiben. Stanislawskis Kriterien von authentischem Spiel waren so wirkmächtig, dass bisonleberessende Hollywood-Stars sich ihrer bis heute bedienen.

Zwei von Funk produzierte Formate sind vor diesem Hintergrund von Interesse. In der Doku-Soap „Iam. Serafina" werden nun schon seit 2016 in bester Bravo-Foto-Lovestory-Manier die alltäglichen größeren und kleineren Kämpfe der 22-jährigen Serafina erzählt. Hierbei wird die Serie nur von einem kleinen Produktionsteam begleitet und die Hauptdarstellerin filmt mit ihrer Handykamera den gesamten Serien-Content. Zwar erinnert somit die Videoqualität eher an die Aufnahmen des Ibizagate-Videos von HC Strache, aber durch die wegfallende Redaktion und lange Postproduktion gewinnt die Serie ihren eigentümlichen, direkten und unverbrauchten Charm. Nur die Eckpunkte der Handlung sind abgesteckt und während der zweiwöchigen Produktion einer Staffel verbringen die Seriendarsteller ihren Alltag zumeist ausschließlich an ihren Drehorten. Das Staffelgeschehen wird zumeist zeitgleich bei Instagram kommentiert. Natürlich gibt es die klassischen Soap-Elemente wie betrügende, drogenschmuggelnden Partner, aber die Serie versucht, auch ernstere Themen zu verhandeln. Die Serienschwangerschaft von Serafina wird eingehend thematisiert. Sensibel kommentiert dort die Hautdarstellerin den möglichen Schwangerschaftsabbruch und geschickt werden Charaktere wie eine Frauenärztin oder eine Beraterin für Schwangerschaftsabbrüche eingegliedert. Die Serien-Serafina entscheidet sich schließlich für das Serien-Kind. Die Soap wird durch diesen Handlungsbogen selbst zur Informationsplattform.

> Die Videoqualität erinnert an das HC Strache Video



Foto: Sonyworld / Pixabay

In Zeiten von Social Media kann jeder seine eigene „Lindenstraße" drehen

Eine zweite, weitaus konventionellere Funk-Produktion ist die deutsche Adaption der norwegischen Serie „Skam" mit dem Namen „Druck". Seit 2018 wird von den Leben und Leiden einer Berliner Abiturientenclique erzählt. Neben den typischen Partyeskapaden und Sexgesprächen der Charaktere versucht sich die Serie daran, die Probleme des Heranwachsens zu erzählen. Die erste Staffel beispielsweise porträtiert Ausgrenzung im digitalen Zeitalter. Die jüngst abgeschlossene dritte Staffel hingegen verhandelt sehr eindringlich Fragen der sexuellen Identität. Jeder „Druck"-Charakter besitzt ebenfalls eine digitale Identität, die von den Darstellern betrieben wird. Noch deutlicher als bei „Iam.Serafina" vermischen diese Profile die Ebenen von Realität und Fiktion. Die Darsteller der Serie nutzen ihre Profile sehr offen für politische Aufklärungsarbeit und erreichen damit Hunderttausende.

Das öffentlich-rechtliche Fernsehen hat begonnen, seine Form für das 21. Jahrhundert zu entwickeln. **(fkk)**

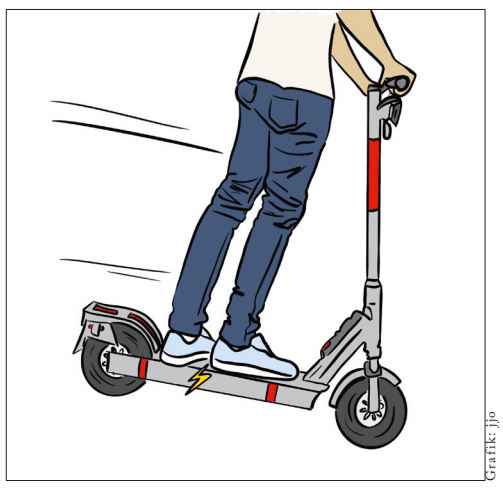
Ungebremst

Rollerkoller: Sind E-Roller eine sinnvolle Neuerung im Straßenverkehr?

Pro

Deutsche Städte stehen unter dem Druck, die Atmosphäre ihrer Innenstädte zu verbessern. Wie soll also die künftige Fortbewegung in den verstopften Ballungsgebieten aussehen? Das Verkehrsministerium stellt Elektro-Tretroller als neue Mobilitätslösung vor. In den Köpfen vieler Bürger scheint die öffentlich sehr aufgeblasene Debatte den modifizierten Cityroller aber in ein kleines mobiles Ungeheuer verwandelt zu haben, das „Transformers"-Style als gefährliches Spielzeug für Erwachsene auf unsere Straßen losgelassen wird.

Aber ist nicht alles, was einen feinstaub- und stickoxidemittierenden Benziner oder Diesel in der Stadt ersetzt, ein lobenswerter Fortschritt für unsere nachhaltige urbane Mobilität? In anderen Städten der Welt wie Los Angeles, Wien und Paris sind die Scooter längst Teil des Stadtbildes. Sie sind so erfolgreich, weil sie sich nicht an der Zerstörung unseres Planeten beteiligen, abgasfrei und einfach eine weniger sperrige und weniger spießige Alternative zum Pedelec sind. Der coolere jüngere Bruder sozusagen. Ohne nerviges, hochdrehendes Motorengeräusch, summend und umweltfreundlich kommen wir Studis ohne Schwitzen bequem auch über längere Entfernungen zur Vorlesung. Ich sitze in der Bahn und frage in die Runde, was meine Mitreisenden von der Debatte halten. „Das eigentliche Problem ist doch der Zustand der städtischen Fahrradwege", meint ein älterer Herr. „Alles, was Menschen davon abhält, für zehn Kilometer ins Auto zu steigen, muss man unterstützen."



Grafik: jjo

Natürlich wird es bei der Neueinführung von innovativen Technologien immer auch Schwierigkeiten geben. Doch die Probleme, die das Auto verursacht, sind einfach zu groß, um die Augen vor potenziellen Alternativen zu verschließen. Neue Lösungsansätze müssen ausprobiert werden. Ich sage: Gebt den Scootern eine Chance. Die haben sie verdient.

Von Christina Kapp

Contra

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des E-Scooters. Verkleidet als Klimaretter wurde er zum 1. Juni durch den Bundestag gewunken. Nun dürfen die Dinger auch auf deutschen Straßen fahren. Sie sind genauso nützlich wie Flugtaxis, genauso sicher wie Motorräder und genauso nachhaltig wie der Verbrennungsmotor. Und doch scheinbar, und zu meiner großen Verwunderung, auf den Straßen erwünscht.

Sehnsüchtig wartete DJ Andi Scheuer darauf, den Verkehr noch weiter zu verkomplizieren. Und anstatt dem Fahrrad mehr Rechte im Verhältnis zum Auto einzuräumen, bringt er einen neuen Konkurrenten ins Spiel. Ich kann es kaum abwarten, in Zukunft auf der Plöck nicht nur Fußgängerinnen und Fußgängern, die sich aus der Hauptstraße verirrt haben, auszuweichen, sondern auch diesen supercoolen elektrischen City-Rollern, nach denen niemand gefragt hat.

Auch diejenigen, die es wagen, diese Straße zu Fuß zu betreten, werden wohl nicht schlecht staunen, wenn ein vollkommen geräuschloser Roller an ihnen vorbeirast, und beim nächsten gepflasterten Weg steckenbleibt. Dabei werde ich erhobenen Hauptes mit meinem alles bezwingenden Fahrrad an ihnen vorbeifahren, und auf sie niederblicken, diesen Abschaum von Mobilität.

Überhaupt ist es verwunderlich, dass Fahrradfahren heute wohl nicht mehr genug ist. Sind wir so faul geworden, dass wir für alles einen Motor brauchen? Demnächst auch: Kinderwagen, Einkaufswagen, Bobbycars und Skatebords elektrisch angetrieben und zum Verkaufsschlager gemacht durch ein „E-" vorne dran.

Achne, letzteres gibt es ja auch schon. Und eine Sache noch: Wer traut sich bitte, nach der schmerzlichen Erfahrung des City-Rollers-gegen-die-Knöchel-Bekommens, jemals auf so ein Teil?

Von Xenia Miller

Irland

Frieden mit Ablaufdatum

Die Grenze von Irland zu Nordirland ist seit jeher von Unruhen geprägt. Durch die Brexit-Politik werden die Konflikte wieder aktuell. Auf Spurensuche in Belfast

Hanna Hoppe, 20, verbrachte ihr Erasmusjahr an der National University of Ireland, Maynooth. Dort begegneten ihr immer wieder Anspielungen auf historisch irische Ereignisse. Nach einer intensiven Auseinandersetzung versteht sie die Bezüge zum Grenzkonflikt und Brexit besser.



Foto: Hanna Hoppe

Graffiti in Belfast: Der Blanket Protest und zehn Opfer des Hungerstrikes

Irland ist inzwischen kein Land mehr, das man mit bürgerkriegsähnlichen Zuständen assoziiert. Und doch hat das Land eine Vergangenheit voller Konflikte, die durch den Brexit wieder auszubrechen drohen und das Land abermals spalten könnten.

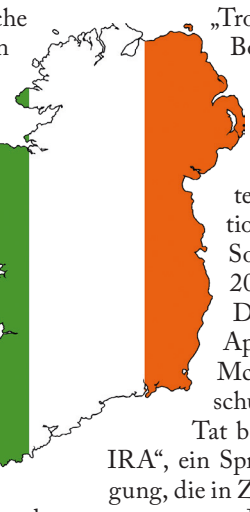
Zwischen 1968 und 1998 tobten in Nordirland die sogenannten „Troubles“. Nach der Gründung des an Großbritannien gebundenen, nördlichen Teils der grünen Insel im Jahr 1920 verschärften sich die Beziehungen zwischen irischen Katholiken und Protestanten. Der katholische Bevölkerungsanteil fühlte sich zunehmend von der protestantischen Mehrheit diskriminiert und beschloss, sich gegen diese Ungerechtigkeit zu wehren. Was zunächst mit friedlichen Demonstrationen begann, artete schließlich in gewaltsame Auseinandersetzungen aus, zuletzt auch mit Beteiligung der britischen Armee.

Es bildeten sich zwei Lager: die eher protestantisch eingestellten „Unionists“, die sich für eine Bindung an Großbritannien aussprachen, und die oftmals katholischen „Nationalists“, die ein von Außenstaaten unabhängiges Leben bevorzugten. Im Laufe der „Troubles“ gerieten diese beiden Fraktionen aneinander. In den Konflikthochburgen Derry und Belfast waren Autobomben und Häuserbrände eine sich über dreißig Jahre erstreckende traurige Realität.

Radikale Gruppen wie die „Irish Republican Army“ (IRA) fanden immer mehr Zuspruch. In Belfast wurde gezwungenermaßen eine „Peace Wall“ errichtet, die katholische von evangelischen Siedlungen abschottete. Überbleibsel dieser Mauer kann man bis heute in Belfast entdecken, ebenso wie Graffitimalereien, die je nach Lage innerhalb der Stadt unterschiedlichen Opfern gedenken. In versteckten Ecken findet man beim Erkunden der Stadt außerdem regelrechte Schreine, die auf mehr als subjektive Art und Weise die Verbrechen der Gegner verurteilen. Die „Troubles“ verursachten den Tod von 3600 Menschen und mehr als 50000 Verletzte. Nicht zu vergessen sind die heute noch nachhallenden Spaltungen von ganzen Gemeinden. Das „Good Friday Agreement“ von 1998 brachte jene Auseinandersetzungen zu einem Ende.

Zentraler Bestandteil dieses Abkommens ist eine offene, fast schon unsichtbare Grenze zwischen den beiden Staaten. Laut John Paul Newman, Dozent für Geschichte an der University of Maynooth, führte dieses Abkommen zu einem erfolgreichen „modus operandi“ für nunmehr 21 Jahre.

Dieser relative Friede ist durch den Brexit nun wieder in Gefahr. Die Entscheidung Großbritanniens, aus der EU auszutreten, verkompliziert die Regelung der irischen Grenze erheblich. Nicht nur würde durch eine sichtbare Grenze mit Kontrollen das „Good Friday Agreement“ verletzt werden. Irland droht nun auch die Wiederkehr feindlicher Auseinandersetzungen zwischen Unionists und Nationalists. Mögliche Konsequenzen eines britischen EU-Ausstiegs für Irland sowie die Frage der Grenze wurden in der von Lügen geprägten Meinungsmache vor der Entscheidung schlichtweg nicht thematisiert. Dabei ist es keine Angelegenheit, die man auf die leichte Schulter nehmen sollte. Rút Ní Theimhneáin, Irischdozentin in Maynooth, sorgt sich um den bereits fragilen Frieden in Nordirland und den Grenzgebieten. Sie ist der Meinung, dass negative Auswirkungen des Brexits auf die irische Wirtschaft zu erneuter Gewalt im Norden und einem Bruch des Friedens in ganz Irland führen könnten.



Eine „Hard Border“ wäre ein direkter Verstoß gegen das „Good Friday Agreement“ und, wie Newman es ausdrückt: „I do not believe anybody, Leave or Remain, Irish or British, wants this“. Der sogenannte „Backstop“ findet zwar mehr Zustimmung, ist aber seinerseits umstritten, da er nur eine Verzögerung eines unmöglich zu lösenden Problems bedeutet.

Fakt ist, dass über die Spannungen auf der irischen Insel, die während der „Troubles“ so brutal aus dem Boden brachen, nie Gras gewachsen ist. Zusätzlich zu kommunalen Spannungen muss sich Irland auch mit terroristischen Organisationen auseinandersetzen. So wurde erst im Januar 2019 eine Autobombe in Derry gesprengt und im April die Journalistin Lyra McKee durch einen Kopfschuss getötet. Zur letzten Tat bekannte sich die „New IRA“, ein Spross eben jener Vereinigung, die in Zeiten der „Troubles“ oft zu extremen Maßnahmen griff. Der Friede in Irland ist also noch längst nicht gesichert. Irland bleibt ein gespaltenes Land, dessen Probleme noch immer nicht überwunden und durch ignorante, überstürzte britische Politik zu früh wieder thematisiert und angefacht wurden.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Lukas Jung

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Alina Jacobs (asj), Bérénice Burdack (beb), Carolina Hoffmann (cah), Selina Demtröder (dem), Eduard Ebert (eeb), Elif Dabazoglu (eli), Eylül Tufan (eln), Cornelius Goop (goc), Lukas Jung (lkj), Matthias Luxenburger (mal), Nele Bianga (nbi), Nicolaus Niebylski (nni), Phillip Hiller (php), Patrick Müller (sex), Steffi Haas (sth), Stefanie Weber (stw), Alexandra Koball (xko), Xenia Miller (xmi)

Freie Mitarbeiter: Colby Morris (cxm), Daniel Saar (dsa), Frederik Kaufmann (fkk), Jessica Fernau (jjo), Judith Steinkeller (jus), Lea Schön (les), Mona Rouhandeh (mro), Paula Binder (pjb), Rebecca Möbius (rbc), Rebecca Rapp (rrp), Vera Peternek (vrm), Nicolas Weber (wer), Christina Kapp, Hanna Hoppe

Redaktionsschluss für die Ausgabe 181: 7. Juli 2019

Personals

lkj: Eduard, der Larry.
mal: Ich bin Experte für jedes Theoriefeld.
dem: Lukas schafft das locker.
mal: Ich kann es gern verzweifelt angucken, aber ich weiß auch nicht, was ich da machen soll.
dem: Können wir nicht alle schlafen gehen?

You shall not pass

Damit ausländische Studierende längerfristig in Heidelberg bleiben dürfen, müssen sie Papierkrieg führen und finanziellem Druck standhalten

Im Ausland studieren. Für den ein oder anderen eine echte Herausforderung. Dieser stellen sich aktuell 5402 unserer Kommilitonen. Programme wie Erasmus ermöglichen einen kürzeren Aufenthalt im Ausland. Doch viele Studierende, die nicht aus Europa kommen, möchten die Zeit des gesamten Studiums in Deutschland verbringen. Sie benötigen daher je nach Herkunftsland ein Studentenvisum. Der Prozess, um dieses zu bekommen, ist für viele zeit- und kostenintensiv.

Je nachdem, aus welchem Land die studieninteressierte Person kommt, muss sie neben den notwendigen Unterlagen auch eine Menge Zeit im Gepäck haben. Möchte man als Iraner seine Dokumente in der Botschaft abgeben, muss man aktuell über ein Jahr auf einen Termin warten, erzählt Reza. In Montenegro wartete Aldina einen Monat auf einen Termin, und nur Ahrim aus Südkorea konnte ihre Dokumente direkt abgeben.

Reza erzählt, dass zwischen Abgabe der Unterlagen und der Bestätigung oder Ablehnung des Visums zwei bis drei Monate liegen können. So kann es kommen, dass der Termin für die Feststellungsprüfung am Studienkolleg bereits bis zur Rückmeldung durch die Botschaft verstrichen ist. Wenn die Prüfung nicht absolviert wurde, verliert man die Grundlage für das Visum. Auch Wenting aus China betont den zeitlichen Aufwand, den es sie gekostet hat das Visum zu beantragen. Sie erklärt, dass sie ihre Leistungen erst durch die Akademische Prüfstelle (APS) ratifizieren lassen musste, bevor sie das Visum überhaupt beantragen konnte. So dauere es zwischen einem halben und einem ganzen Jahr, um dort einen Termin für ein Interview zu bekommen. Dafür musste Wenting sich stark vorbereiten, da inhaltliche Fragen zu ihrem Bachelor gestellt wurden. Auf der eigenen Website erklärt die APS, die Interviews würden geführt, um zu testen, „ob der Bewerber das angegebene Studienfach bzw. die im Studienbuch angegebenen Kurse tatsächlich studiert hat“. Durch dieses Verfahren hatte Wenting das Gefühl, mit einem großen Misstrauen konfrontiert worden zu sein. Sie irritierte besonders, dass auch ihre Grundschulzeugnisse vom APS zertifiziert werden mussten.



Foto: pixabay/mohamed_hassan

Ein leicht gesetzter Stempel, ein hart umkämpfter Platz

Bei der Priorisierung der eingereichten Unterlagen kommt es ebenfalls zu Unterschieden. So ist das APS-Zertifikat ausschließlich für Chinesen, Mongolen und Vietnamesen Pflicht. Während Ahrim aus Korea berichtet, dass sie nicht mal ein Motivationsschreiben einreichen musste, erzählt Reza, dass dieses neben einem sehr detailreichen Lebenslauf das wichtigste Dokument war. Sein erster Antrag wurde abgelehnt, weil seine Motivation, in Deutschland zu studieren, den zuständigen Behörden nicht einleuchtend war. Dass er alle anderen Voraussetzungen bereits erfüllt hatte, schien in diesem Augenblick nicht von Relevanz zu sein. Auch für montenegrinische Bewerber und Bewerberinnen war das Motivationsschreiben nicht wichtig, erinnert sich Aldina. Ihrem Eindruck nach war der Nachweis über genügend Geld, um sich den eigenen Lebensunterhalt sichern zu können, bedeutender.

Die Frage, ob viele ihrer Freunde ins Ausland gehen, um zu studieren, verneint Golshan aus dem Iran. Zu groß sei der finanzielle Aufwand. Da ausländische Studierende von BAföG ausgeschlossen sind und teilweise Studiengebühren bezahlen müssen, benötigt die eigene Familie ein gutes finanzielles Polster. Stärker ins Gewicht fallen die Kosten für Studierende, in deren Heimatland der Euro besonders teuer ist. Eine Verlängerung des Visums ist davon abhängig, ob genügend Geld auf dem Konto ist. Als Studierender kann man da nur nachvollziehen, dass es besonders am Ende des Semesters anstrengend sein kann, sich um Papierkram und den Aufenthaltstatus zu kümmern. **(mro)**

ANZEIGE



Welcher Typ Influencer bist du?

Wenn du eine Kokosnuss siehst, dann denkst du daran, dass...

- du sie mit deinen Arschbacken zerquetscht und danach ein rohes Ei isst (mit Schale).
- deine Dusche nur noch mit Kokoswasser läuft. Reine Haut - reines Gewissen.
- an damals auf Ko Yao als plötzlich alle Kokosnüsse aus waren und wir Katzen essen mussten.
- jetzt der perfekte Zeitpunkt für eine vegane Quiche mit Marzipankokosnüssen on Top wäre.
- die Nuss aussieht wie ein großer haariger Hoden.

Diese Dinge nehme ich auf eine einsame Insel mit:

- Kurzhanteln, Proteinpulver, und Öl (damit die Brust schön glänzt).
- XXL-Lippenstift, Foundation, Mascara, Bronzer, Gurkenmaske.
- Machete, Fackel und Sonnencreme.
- Waffeleisen, Smoothiemaker und Schokobrunnen.
- Bild von Mama, Stoppersocken und mein Schnuffeltuch.

Wann hast du das letzte Mal richtig herzhaft gelacht?

- Als der Bohnenstange im Studio die Langhantel auf den Bauch gefallen ist und der kotzen musste. Was ein Opfer.
- In jedem meiner Videos. Ich liebe meine Community. Ihr seid die Allerbesten. Kauft meinen Merch.
- Als man mir gesagt hat, dass ich mich für den Kongo impfen muss. Was ein Quatsch. Es ist ganz normal, dass ein Auge mal größer wird als das andere.
- Als ich einen Mettigel gesehen habe. Das ist doch gar kein richtiges Tier.
- Bei Mario Barth. Der Typ ist zum brüllen komisch.

Du erfährst, dass du ein Kind bekommst - was machst du?

- Ich erstelle sofort einen Trainingsplan. Wenn das Baby ein Lauch ist, gebe ich es zurück.
- Ich säge meinen Partner ab, und habe so alle Fotoshootings mit dem Baby für mich. Die Klickzahlen gehören alleine mir.
- Um bei den Kiri-Kiri Stamm auf Papua-Neuguinea Mitglied zu werden, muss man seinen Erstgeborenen essen. Wie praktisch, dass Ryanair da hinfliegt.
- Zur Feier des Tages stelle ich meine Ernährung um, und ernähre mich eine Woche lang nur von gekochten Schalenfrüchten und Butter.
- Ich freue mich und gebe vor meinem Onkel an. Da siehst du mal - von wegen Impotenz.

Ein Shitstorm bricht auf deiner Seite aus. Wie reagierst du?

- Ich drohe mit Schellen.
- Ich mache einen Styling Guide für Emos.
- Die Hälfte meines Lebens hab ich mit Gorillas gelebt. Da komm ich auch mit den Affen aus dem Internet klar.
- Ich backe Cake Pops mit traurigen Smileys.
- Endlich bin ich ein Star.

Deine Mutter kocht ihren berühmten Nudel-Fleischwurst-Auflauf.

- Du schlägst ihr das Essen aus der Hand und gibst ihr eine Ohrfeige. Weder Reis noch Pute - Mama muss nochmal an den Herd.
- Ist mir egal. Ich kotze das essen später eh wieder aus.
- Die Frage macht gar keinen Sinn. Meine Eltern waren Wölfe. Nennt mich Mogli.
- Das geht erstmal zu Worst-of-Chefkoch.
- Hmmm, das sieht lecker aus. Mama ist die Beste.

Was für Merchandise verkaufst du?

- Anabolika-Spritzen, die bei Benutzung “Eye of the Tiger” spielen.
- Wattepads, die nach Oreos schmecken.
- Handgepflücktes Hanf aus dem peruanischen Hochland.
- Cupcake Formen mit kleinen Kackhaufen Emojis.
- Stricksocken.

Das liebe ich an mir:

- Trainierter Bizeps.
- Natürlichkeit *Zwinker*.
- Umweltbewusstsein.
- Laktoseintoleranz.
- Meine Segelohren.

Was tust du, wenn die dicke Oma an der Kasse wieder länger braucht und von ihrem Enkel schwärmt?

- Ich starre sie an und schnaube wie ein echter Mann, während die Adern auf meinem rasierten Schädel anschwellen. Aus Schreck platzt der Oma der Kopf.
- Ich lächele sie an und denke: “Was für eine Fotze”.
- Ich lebe im Urwald von Brasilien. Hier gibt es keine Omas und keine Kassen. Ich lebe von Bäumen und Sträuchern und habe Sex mit Affen.
- Ich frage nach ihrem Rezept für Erdbeer-Rum-Marmelade. Zum ersten Mal interessiert sich jemand für sie und so muss ich meinen Einkauf nicht bezahlen.
- Ich beneide den Neffen. Meine Oma hat mich immer nur mit ihren Flipflops verprügelt.



Auswertung

Küchenfee

Hauptsächlich

Vegane, glutenfreie Buttercreme-Törtchen sind dein Lieblingsgericht und dir kommt nur Bio-Organic auf den Tisch. Du kochst besser als deine Oma und sie weint deswegen oft. Die Fotos deiner Wunderwerke treiben Menschen in fürchterlichen Fressattacken und dich damit an die Spitze der Nahrungskette.

Beautyqueen

Hauptsächlich

Noch ein bisschen Lipgloss und fertig ist der perfekte Look. Du bist der schönste Mensch der Welt. Das wissen deine Eltern und deine Fans. Vor allem aber du selber weißt es. Jeder liebt dich und du liebst jeden. Jeder der etwas anderes behauptet ist ein verkackter Hater. Einmal nachpudern bitte.

Muskelotto

Hauptsächlich

Schweiß tropft von deiner Stirn. Deine Muskeln sind Stahlseile und dein Körper ist dein Kapital. Jeder, der deinen Hintern sieht, erstarrt in Ehrfurcht oder verliebt sich sofort. Wo andere feingeistig sein wollen, bist du rabiat. Du bist die Stimme des Fleisches – zumindest solange die Steroide wirken.

Defluencer

Hauptsächlich

Du trägst Sandalen in Socken, verschlingst Curryking en masse und wohnst bei deinen Eltern. Letzteres aus Überzeugung. Deine drei Follower rufen ständig dazu auf in Bitcoins zu investieren und du tust es. Trends spielen keine Rolle. Du bist frei wie eine Wildgans. Flieg!

Backpackdude

Hauptsächlich

Du bist nie länger als eine Woche an einem Ort. Dein Herz schlägt schneller, wenn du dich gegen Urwald und Getier behaupten musst. Dort, zwischen gefällten Bäumen und zerhackten Affenkadavern fühlst du dich Zuhause. Ruf aber doch Mutti zurück – oder schreib ihr wenigstens eine Postkarte.

(sex)